WALTER SCHATZ

PFLANZER-LEBEN IN AFRIKA



Walter Schatz

Pflanzerleben in Afrika

v. Hase & Koehler / Verlag
Leipzig

Umschlaggestaltung von Oswald Weise, Leipzig

Feldpostausgabe
aus „Meine Afrikanerjahre"
mit 344 Seiten und
16 Bildtafeln

1943

 Druck der Böhmisch-Mährischen Verlags- und Druckerei-G. m. b. H., Prag

In Deutschostafrika vor dem Weltkriege

Als ich im Jahre 1910, nachdem ich selbständig und vom Geldbeutel des Vaters unabhängig geworden war, auf den Gedanken kam, in die Kolonien zu gehen, geschah dies aus innerstem Antrieb heraus. Ich war damals in einem großen internationalen kaufmännischen Betriebe in Dresden tätig, hatte eine gute Stellung und durch die bereits hinter mir liegenden Arbeitsjahre in diesem Hause begründete Aussicht, binnen kurzen nach Paris und London zu kommen. Mein weiteres Fortkommen wäre von Mailand aus, wo der Sitz der Gesellschaftt war, geregelt worden, da sich der kleine deutsche Beamte bereits „Beziehungen" zu sichern verstanden hatte.

Plötzlich aber war mir Deutschland, war mir Europa zu eng erschienen, ich wollte und mußte weiter. Mich lockte nicht das kultivierte Amerika. Dorthin wurde vor dem Kriege auch jeder abgeschoben, der in der Heimat etwas ausgefressen hatte und den die Heimat loswerden wollte. In mir war ein unbezähmbarer Arbeitsdrang, vor allem nach Arbeit in größten Ausmaßen und doch auch wieder in Abgelegenheit und Einsamkeit, nach einem Arbeitsplatz, auf dem man sich unentbehrlich machen konnte, auf dem man, wenn man auch nur ein Beamter war, doch etwas vorstellte und nicht nur ein rasch auswechselbares Rädchen an einer großen Maschine war. Derartiges gab es aber nur drüben in den Kolonien, konnte es nur dort geben; wie es aber in Wirklichkeit mit der Arbeit dort aussah, davon hatte ich so wenig eine Ahnung, wie die meisten Deutschen. Kurz entschlossen machte ich den Versuch, in einem großen deutschen überseeischen Handelshause unterzukommen. Man muß als junger Mensch auch ein bißchen Glück haben — und ich hatte ein großes! Nach meinem Speditionsadreßbuch tippte ich auf eine Firma in Daressalam — und tippte richtig! Es war die

größte deutsche Kolonialgesellschaft, der ich mich in einer glücklichen Stunde verschrieb, eine Gründung von Dr. Carl Peters, von dem ich bereits allerhand gelesen hatte, und ich will gleich vorweg sagen: ich habe diesen Schritt niemals, nicht eine Sekunde, bereut! Arbeit in größtem Stil, Verantwortung in größten Ausmaßen, das ganze bestimmte Gefühl, etwas und jemand zu sein, das war ja das, was ich gesucht hatte und was ich drüben wirklich fand.

*

Mit der Ankunft des Dampfers in Tanga war ich nun glücklich im Lande meiner Träume gelandet. Zunächst mußte ich allerdings über Sansibar weiter nach Daressalam, wo die Generalvertretung meiner Gesellschaft ihren Sitz hatte und weil der Generalvertreter stets jeden neu eintreffenden Beamten erst einmal persönlich kennenlernen wollte. Wenn er diese Gelegenheit nämlich nicht wahrnahm, konnte es vorkommen, daß er den Betreffenden überhaupt niemals kennenlernte, denn überall kam er im Jahre auch nicht herum. Auf vierzehn Tage mehr oder weniger kam es ja nun auch wirklich nicht an.

Für Tanga im besonderen war ich aber vorgesehen und hätte mit dem nächsten Dampfer gleich wieder zurückfahren sollen. Indessen, auch in Afrika, vielmehr vor allem in Afrika kommt es erstens immer anders und zweitens als man denkt! Es gingen viele Monate ins Land, bevor ich dann tatsächlich hier wieder eintraf.

Mein junges Afrikanerdasein lehrte mich schon wenige Stunden nach Betreten des Festlandes, daß man vor den recht drastischen Scherzen der Europäer, der sogenannten „alten Afrikaner", sehr auf der Hut sein mußte. Wer einen Monat früher hinausgegangen war, war stets dem Neuling gegenüber ein „alter Afrikaner", und wenn er gleich nur erst bis zehn in Kisuaheli zählen konnte. Die alten sahen in dem Neuling, dem zunächst alles ungewohnt unglaublich und erstaunlich erschien und war, ein dankbares Objekt für allerhand tolle Späße. Dieser Neue brachte in ihr wenn auch arbeitsreiches so doch zumeist recht monotones Leben ein bißchen Abwechslung, wenn es gelang, ihn recht gründlich auf irgendeinen Leim zu führen. Manche alten Afrikaner brachten es im Erfinden immer neuer Scherze und Anulkereien zu einer fabelhaften Virtuosität. Es stürzt eben zu viel des Neuen urplötzlich auf einen herein. Darum hält man schließlich alles für wahr und möglich, was einem im alten Europa als völlig absurd erscheinen würde. Und ehe man es sich versieht, hat man den Alten ein Riesenvergnügen bereitet, ohne es selbst gewollt zu haben. Wohl dem, der Verstand genug besitzt und schließlich mitlacht, man kann nichts Besseres tun; aber wehe dem, der übel nimmt, er wird die Quälgeister bestimmt nie los und wird während seiner ganzen Afrikazeit immer und immer wieder das Ziel von Verulkungen sein und bleiben. Ich selbst habe später so manchen Kollegen, der so eingestellt war, fast an den Rand der Verzweiflung gebracht; ich vertrug aber an mir selbst auch einen groben Scherz, wenn es nach meinen ersten Erfahrungen in Daressalam auch sehr schwer war, mich hineinzulegen.

Ich war morgens angekommen und schon mittags hatten sie mich elend angeschmiert, aber in des Wortes wahrster Bedeutung. Die Geschichte nahm ihren Anfang beim Mittagessen. Bis auf einen Kollegen waren alle bereits in der Messe versammelt, der älteste Kamerad hatte bereits die Suppe aufgetan und wir wollten gerade beginnen, als endlich auch der letzte Mann erschien. Er fluchte und schimpfte in allen Tonarten, daß ausgerechnet e r heute, am heiligen Sonntag, die Ginnmaschinen ölen müßte! Und gerade heute hatte er sich mit Bekannten zu einem Bootsausflug verabredet! Von den anderen wollte ihn keiner vertreten, ein jeder hatte irgend etwas anderes vor und war froh, daß er nicht dran war. So ließ ich mich denn nicht erst lange bittend ansehen, sondern erbot mich freiwillig, die Arbeit für ihn zu verrichten, wenn er mir die entsprechenden Anweisungen geben wollte. Er sträubte sich

zwar noch zum Schein ein Weilchen, aber schließlich war er mir von Herzen dankbar. Ich hatte mich ja auch nun sooo lange ausgeruht, warum sollte ich da nicht schon am Sonntag mit der Arbeit beginnen, anstatt erst am Montag, das war nun schon ganz gleichgültig. Was Ginnmaschinen für Apparate waren, was daran zu ölen war, davon hatte ich zunächst keine Ahnung.

Die Ginnerei der Gesellschaft, die Baumwollentkernungsanlage, lag dem Faktoreigebäude der Gesellschaft direkt gegenüber auf der anderen Straßenseite. Hier standen in einem langen Wellblechschuppen an die zwanzig Ginnmaschinen nebeneinander und am Ende dieser langen Reihe eine riesige Lanzlokomobile, die den ganzen Kram betrieb. Und alle diese Maschinen mußten ausgerechnet an Sonntagen geölt werden, weil sie ja, mir durchaus verständlich, in der Woche liefen! Und es mußte auch stets ein Europäer sein, der diese wichtige Arbeit verrichtete, weil man die kostbaren Maschinen Schwarzen nicht anvertrauen konnte! Außerdem mußten die Schwarzen stets ihren freien Sonntag haben! Warum sollte das alles nicht stimmen? Konnte alles ja sein.

Die ganze große Apparatur sollte ich also für die neue Woche betriebsfähig machen. Ich war benommen von diesem wichtigen Auftrage, der doch eine große Verantwortung, aber auch ein großes Vertrauen in sich barg! — Ein Boy trug nun eine große Ölkanne, wie sie in diesem Ausmaß vielleicht bei Riesenschiffsmaschinen möglich war, und eine winzig blaue Schürze, ähnlich einer Tändelschürze, hinüber, und wir beide folgten. Daß ein blendend weißer Anzug schlecht zu solcher Arbeit paßte, daran dachte ich auch nicht einen einzigen Augenblick, daß er dann nach erfolgter Arbeit für mich nicht verwendbar war, war halt Pech, aber es lagen ja in den neuen Tropenkoffern noch so viele neue!

Mein liebenswerter Herr Kollege wies mir an jeder einzelnen Maschine so viele Lager und Öler, wie ich sie bei einer einzelnen Maschine nie für möglich gehalten hätte, schließlich bedankte er sich herzlichst und verließ mit dem Boy zusammen den Raum, mich mit allen meinen Sorgen, mit Ölkanne und blauer Schürze allein lassend. Nach ungefähr zweistündiger Arbeit in dem glühend heißen Wellblechschuppen hatte ich die Sache dann aber geschafft, die Maschinen mußten nach meiner, allerdings unmaßgeblichen Ansicht, genug haben, ich hatte es sehr gut mit ihnen allen gemeint. Sie mußten am anderen Tage laufen „wie geschmiert"!

Ich sah aus wie ein Ferkel. Der erste Arbeitsschweiß in Afrika lief mir in Bächen den Buckel herunter, aber ich war stolz auf die geleistete Arbeit und die erfüllte Pflicht! Ich schloß das Fabrikgebäude wieder ordnungsgemäß ab und wollte mich über die Straße hinüber nach Hause begeben, — da tauchten über der Ballustrade unseres Faktoreigebäudes fünf Europäerköpfe auf und wollten sich schier ausschütten vor Vergnügen, darunter natürlich mein Freund mit dem angeblichen Bootsausflug. Mir ging ein Kirchenlicht auf! Aber die Dosis Humor, die mir das Leben mit auf den Weg gegeben hatte, war groß genug, um diesen Reinfall zu ertragen, und indem ich nach kurzem Stutzen in das Gelächter selbst mit einstimmte, brach ich der ganzen Geschichte die Spitze ab.

Nur gab es am anderen Tage in der Ginnerei drüben recht lange Gesichter, als die ersten tausend Umdrehungen die blendend weiße Baumwolle total verschmutzten. Die zu gut geölten Maschinen mußten erst gründlich gesäubert werden, bevor sie weiter benutzt werden konnten. Den Krach aber vom Generalvertreter bekam mein freundlicher Auftraggeber, und was er ihm erzählte, war allerhand und ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig — nun war das Lachen auf meiner Seite!

Meine Tätigkeit als Kaufmann nahm ich anderen Tages sofort in vollem Umfang auf. Ich wurde in der Buchhaltung unserer Generalvertretung beschäftigt, sollte hier einige Orientierungswochen durchmachen, mich an all das viele Neue gewöhnen, um dann sofort

einen nach Deutschland in Urlaub gehenden Kollegen in Tanga abzulösen. Indessen, wie ich bereits sagte, insbesondere in Afrika kommt es stets anders, als vorausgesehen und -bestimmt war. So auch bei mir. Aus der Reise nach Tanga wurde noch lange nichts. Bis ich dort meinen Fuß an Land setzen konnte, sollten noch viele Monate vergehen. Erst lernte ich noch eine ganze Reihe anderer Plätze kennen, und der europahungrige Kollege in Tanga mußte eben solange seine Heimreise hinausschieben.

In Dresden war ich in einem großen internationalen Transportgeschäft tätig gewesen, war an wirklich große Verhältnisse gewöhnt und konnte mit gutem Recht von mir sagen, daß ich ein guter Kaufmann war. Was ich aber nun hier alles zu sehen bekam, wie riesenhaft ein kaufmännischer Betrieb in diesem Lande war, was für Zahlen einem hier aus der Feder liefen, womit ein Buchhalter sich hier noch „so nebenbei" beschäftigten mußte, das ließ mich doch erstaunen und setzte mich fast in Schrecken. Aber mit zähem Wollen kniete ich mich vom ersten Tage ab in all das Neue, das auf mich einstürmte. Nur nicht unterkriegen lassen! Ich fragte die Kollegen Löcher in den Bauch und ließ mich durch kein noch so unwilliges Gesicht abschrecken, bis sie erkannten, daß ich nur das Bestreben hatte, ihnen von vornherein eine wirkliche Stütze zu sein und sie mich dementsprechend belehrten. Ich hatte ganz und gar keine Lust, mich womöglich am Ende meines Probejahres wieder nach Hause schicken zu lassen, ich wollte bleiben, wo ich nun einmal war und wollte nichts anderes als vorankommen.

Arbeiten, die ich gar nicht kannte, die ich niemals in das Gebiet eines Kaufmanns gelegt haben würde, wurden hier von jedem einzelnen mit einer absoluten Selbstverständlichkeit verrichtet; ob er nun Buchhalter, Kassierer oder sonst was war, ein jeder verstand sich ebenso auf die Leitung einer Kokospflanzung, die nahe bei Darsessalam lag, fertigte Reisdampfer aus Indien, Holzsegler aus Norwegen, Petroleumdampfer

aus Amerika ab, als wenn sie in diesem Geschäft ein Examen gemacht hätten. Alles ging jedem der Kollegen gleich schnell und leicht von der Hand. Ich sah, daß man hier vor allem lernen mußte, sich von einer auf die andere Stunde auf irgend etwas anderes umzustellen. Es wurde mir sehr bald klar, daß ich noch ungeheuer viel zu lernen hatte, ehe ich wirklich sagen konnte, daß ich ein perfekter Kaufmann, ein Großkaufmann geworden war, der ich geglaubt hatte schon längst zu sein. So gehen die europäischen Überheblichkeiten in der Welt sehr rasch zu Bruch! Jeder dort draußen mußte imstande sein, den anderen Kameraden, wenn es erforderlich wurde, sofort abzulösen, sei es nun, daß einer krank wurde oder aus irgendwelchen Gründen nach einem anderen Platze an der Küste oder ins Innere mußte. Fiel einmal einer aus, dann konnte drüben seine Arbeit keineswegs liegen bleiben, ebensowenig konnte man mit deren Erledigung irgendeinen der eingeborenen Hilfsarbeiter betrauen, das mußte wohl oder übel eben einer von uns Europäern mitmachen. Zeit? Achtstundentag? Nein, so etwas gab es nicht mehr, solche Gedanken verschwanden auch aus meiner Erinnerung sehr bald. Solange eben die Arbeit auf den Nägeln brannte, wurde gearbeitet. Ganz besonders, wenn Dampfer in den Häfen lagen, lief unser Betrieb ununterbrochen Tag und Nacht. Die Reichspostdampfer konnten wohl mal verspätet eintreffen, zur Minute pünktlich fuhren sie aber bestimmt wieder aus dem Hafen hinaus, dafür bekamen ja eben die Schiffslinien ihre hohe Renumeration für ihre „Reichspostdampfer". Wer sich die einzelnen Zweige des Betriebes und dieses Sich-umstellen-Können nicht binnen kurzem anzueignen imstande war, der konnte als Beamter dieser größten deutschen Kolonialgesellschaft hier draußen nicht bestehen. Nun wurde mir auch mit einem Male klar, warum die Gehälter hier draußen eine gar so hohe, wenn auch sehr angenehme Form hatten.

Es war ein recht abwechslungsreicher Bildstreifen, der in den nächsten acht Tagen vor meinen Augen

abrollte, ich konnte nur sehen, hören und lernen, lernen, lernen. Infolgedessen hatte ich zunächst auch von Daressalam selbst nicht viel. In den kurzen Erholungsstunden am Abend sah ich nur, daß Daressalam ein sehr hübscher Platz war, mit schönen massiven Europäerhäusern, die sich an den Strand der Bucht herandrängten und meist mit prächtigen tropischen Gartenanlagen umgeben waren, mit ausgedehnten Zoll- und Werftanlagen, einer großen Eisenbahnkopfstation, die ihre Schienenstränge bereits Hunderte von Kilometern weit ins Innere vorgestreckt hatte und rüstig nach dem Tanganjika weiter baute. Zwei schöne große Kirchen, eine evangelische und eine katholische, lagen ebenfalls an der Bucht und schließlich ein großes Klubgebäude der deutschen Kaufleute, sowie der Palast des Kaiserlichen Gouverneurs. Weiter draußen, mit der Sicht auf das weite, freie Meer, lag inmitten herrlicher Anlagen ein großes, luftiges Hospital, umgeben von den kleinen Bungalows der Ärzte und Schwestern. Man hatte beim Anblick dieses Krankenhauses unwillkürlich das Gefühl, daß es sich hier gut ausruhen lassen müßte, indessen wurde man solche Gefühle nach dem ersten Malariaanfall sehr schnell los. An den Regierungsgebäuden und dem Hospital schritten die Askariposten genau so stramm und selbstbewußt vor ihren schwarz-weiß-roten Schilderhäusern einher, wie es unsere heimischen Soldaten nicht besser machen konnten. Mein militärgeschultes Auge hatte immer wieder seine besondere Freude an der Strammheit und Diszipliniertheit der deutschen Askaritruppe. Wo immer ich sie auch traf, ob einzeln oder in Kompanien oder kleineren Trupps, ob geführt von weißen Vorgesetzten oder farbigen, stets waren sie richtige deutsche Soldaten, und die Freude, es zu sein, leuchtete den Jungens aus den Augen. Im großen, schön gepflegten Garten der Brauerei Schulz fanden sich allabendlich vor dem Abendessen die Europäer zu einem Schoppen zusammen, viele mit ihren Damen. Die Brauerei stellte ein ganz ausgezeichnetes Bier her; oder man trank auch einen Whiskysoda, nachdem man sich an dieses

neue Getränk gewöhnt hatte. In wenigen Tagen war ich hier mit Hunderten von Deutschen bekannt geworden, Kaufleuten, Offizieren und Beamten. Und ich sah vor allem eins, daß wir Beamte von der Usagara*) in ganz besonderem Ansehen standen. Das hatten wir nur dem Gründer unserer Gesellschaft zu danken, Dr. Carl Peters, und darauf waren wir immer alle ganz besonders stolz.

*

Leider war es mir nicht vergönnt, in Daressalam zunächst festen Fuß zu fassen. Nach kurzen, viel zu rasch vergangenen acht Tagen lernte ich schon an mir selbst erfahren, daß man in jedem Augenblick drüben bereit sein muß, etwas anderes in die Hand zu nehmen, daß man lernen mußte, sich umzustellen.

Ohne alle Vorbereitung eröffnete mir der Generalvertreter eines Nachmittags, daß ich am anderen Morgen hinauf ins Innere reisen müßte, um auf der Pflanzung Mikesse, die Hunderte von Kilometern von der Küste entfernt lag, irgendwo an der Mittellandbahn, dem einzigen dort hausenden Europäer und Leiter einen kaufmännischen Betrieb einzurichten! Das traute man mir also doch schon zu! Mir wurden ein paar Kisten mit Büchern gepackt, fein abgewogen auf 35 Kilogramm, dem Gewicht einer Trägerlast, meine Blechkoffer, die kaum ausgepackt waren, wurden wieder mit Wäsche und Tropenanzügen gefüllt, diesmal nun schon nicht mehr von mir selber, sondern ganz selbständig und selbstverständlich von dem Boy. Und hätte er mich auch wirklich um Rat gefragt, würde er doch keinen Bescheid bekommen haben, denn noch verstand ich ja kein Kisuaheli, und etwas anderes sprach er wieder nicht. Und so manches, was mir in Europa zu einer Reise als unumgänglich notwendig bisher erschienen war, ließ er einfach als überflüssig weg, und ich habe mich dann sehr schnell daran gewöhnt, daß man etwas

*) Der landesübliche Name für unsere Gesellschaft, die Deutsch-Ost-Afrikanische Gesellschaft.

ganz und gar nicht brauchte, was eben nicht vorhanden war. Sehr bald wurde man viel praktischer und — viel einfacher. Die Hauptsache war immer die, daß die Gepäcklasten nicht zu schwer und ihrer nicht gar zu viele waren. Außerhalb der Bahnstationen, abseits der Schienenstränge, mußte alles auf dem Kopf des Negers befördert werden, andere Transportmöglichkeiten gab es nicht, und ins Ungemessene ließ sich die Trägerzahl nicht steigern, infolgedessen wurde alles eben auf ein Minimum beschränkt.

Die Sonne sank gerade hinter den Ulugurubergen, als mein Zug in die Station Mikesse einlief. Inmitten herrlicher, tropischer Vegetation stand einsam und allein für sich ein ganz primitives Stationsgebäudchen, davor ein schwarzer Bahnhofsvorsteher, das war restlos alles, was unter dem Begriff Mikesse zusammengefaßt war, wenigstens bahntechnisch. Diese Station war zunächst lediglich für unsere im Werden begriffene Pflanzung angelegt worden; außer unserer Pflanzung gab es weit und breit keine andere europäische Ansiedlung.

Ein tiefbraun gebrannter Europäer, ein himmellanger Mensch, empfing mich; er hatte auch sein einziges Maultier mitgebracht, das er mir großmütig zum Reiten anbot, falls ich das „allerdings nur kleine Stückchen bis zur Planzung" lieber reiten wolle. Da es aber ja nicht weit sein sollte, wie er gesagt hatte, er sowieso zu Fuß laufen mußte, so schlug ich das überaus freundliche Anerbieten dieses neuen Weggenossen aus und heftete mich an seine Fersen. An diesem Abend lernte ich nun gleich, was nahe und weit auf „afrikanisch" bedeutet. Die angeblich so nahe gelegene Planzung erreichten wir „doch schon" nach einem Marsch von zwei Stunden, während deren ich mich wiederholt nach dem hinter uns her trottenden Maultier umgesehen hatte. Das war also „ganz nahe!" Wenn ich dabei in Rechnung zog, daß der neue Kamerad mit seinen langen Beinen im gewohnten Schritt ging und der zurückgelegte Marsch für mich eigentlich ein Eilmarsch war, so konnte ich die an diesem Abend zurückgelegte Kilometerzahl auf 14 veranschlagen, wie es dann auch

tatsächlich war. Also bis zu 14 Kilometer war in Afrika alles „ganz nahe". Was mochte da wohl weit sein! Entfernungen und Zeit spielen drüben bei den Schwarzen keinerlei Rolle. Der Europäer muß sich diese Auffassung, da er ja mit den Negern unbedingt rechnen muß, zu eigen machen, infolgedessen vermischen sich sehr bald die Begriffe von nahe und weit, von sofort und nachher. Jeder Weiße, der gegen diese negroide Auffassung Sturm laufen will, wird unter allen Umständen den kürzeren ziehen. Ein ganz typischer Ausdruck des Negers, der diese Auffassung von Raum und Zeit unterstreicht, lautet, wenn man ihn fragt, wie weit ist es bis da und dahin: „karibu sana, lakini mbali kidogo". Bekommt man diese Antwort, dann weiß man, nachdem man in wenigen Monaten so seine Erfahrungen schon gesammelt hat, daß man frühestens in drei bis vier Stunden mit dem Insichtkommen des Zieles rechnen kann. In deutscher Übersetzung lautet dieser vertrackte Ausdruck: „Ganz nahe bei, aber noch ein kleines Stückchen hin." Keineswegs wird man den Ort früher erreichen, — vielleicht später! Und sollte man nach Ablauf dieser Zeit ungeduldig werden und nochmals bescheiden fragen, dann weist der Neger mit der Hand in die Marschrichtung, kneift ein Auge zu und sagt „kuuule", mit ganz scharfer Betonung des u. Der Ausdruck lautet in Übersetzung „dort", und die scharfe Betonung des u bedeutet: Na, siehst du denn das noch nicht!!! Er selbst sieht auch noch nichts, aber er ahnt wenigstens in etwa drei bis vier Kilometer Entfernung schon das erste Haus, er riecht schon die Hausfeuer, er genießt schon die Pause. Man hat ja sooooo viel Zeit in Afrika!

Auch das fast gänzliche Fehlen der Dämmerung kam mir an jenem Abend im tiefen Busch zum ersten Male zum Bewußtsein; in Daressalam hatten wir um diese Zeit immer noch im Büro gesessen und davon nichts bemerkt. Ist die Sonne erst einmal hinter den Bergen bzw. unter dem Horizont verschwunden, dann ist wenige Minuten später tiefste Nacht, und der mit Millionen Sternen übersäte Himmel steht über einem.

Und aus tiefster Nacht wird am anderen Morgen ebenso rasch der neue Tag. Aus tiefster Dunkelheit blitzt es ein paarmal über den Horizont hin, glühend steigt der Sonnenball rasch herauf, und ehe man es sich versieht, steht man im hellsten, freundlichsten Tag, und die ganze Tropenwelt ist urplötzlich zu neuem Leben erwacht. Kein Tag, solange ich in den Tropen war, der mich nicht mit tiefster Dankbarkeit gegen den Schöpfer, der mich dieses Wunder des Tagwerdens schauen ließ, erfüllte, dieses große Wunder des neuen Lebens, das einem nirgends so unvermittelt nahetritt, wie hier in den Tropen. Ich sah den neuen Tag, dieses immer wieder neue Wunder, aus dem Meere heraufsteigen, ich sah ihn über die Berge klettern, ich habe ihn im dichtesten Urwald nur ahnen und fühlen können, aber es war mir stets, als wenn mein Tag mit einem Gottesdienst eingeleitet wurde. Das war für mich Kirche. Und der Kirchenchor setzte machtvoll mit vielen Tausenden gefiederter Sänger zu einem herrlichen Liede zu Ehren und Preis des Schöpfers ein.

An das fast gänzliche Fehlen der Dämmerung gewöhnt man sich sehr rasch, wie auch daran, daß man direkt unterm oder in unmittelbarer Nähe des Äquators in der größten Sonnenhöhe am Mittag ohne Schatten herumläuft, d. h. sofern man um diese Zeit herumzulaufen gezwungen ist, was man eigentlich nur als Pflanzer tun muß. Die Kaufleute in den Faktoreien und Städten haben es nicht notwendig, zwischen 12 und 2 Uhr draußen ihren Schatten zu suchen. Sie können in dem kühlen Schatten der Häuser bleiben, soweit man in ihnen von Kühle sprechen kann.

Mikesse war damals, als ich hinauskam, noch ein recht idyllischer Platz, und von einer Pflanzung wußten eigentlich nur die Hauptbücher in Daressalam und Berlin etwas zu sagen. Bei uns am Platze selbst war noch verteufelt wenig davon zu sehen. Man mußte wirklich schon viel von einem Einsamkeitsmenschen in sich tragen, wollte man sich hier oben gleich wohlfühlen. Mitten heraus aus großstädtischem Verkehr hineinversetzt zu werden in tiefsten Busch und Urwald, aus

lebhaftester Gesellschaft heraus in Einsamkeit und Stille, in die Gesellschaft von nur einem Europäer und 500 Schwarzen, mit denen ich mich zunächst gar nicht verständigen konnte, und dennoch hier wie dort sich gleich heimisch und wohl zu fühlen, das ist gewiß nicht jedem Menschen gegeben. Und nur wer das Gefühl dafür schon in sich trägt und wer wirklich viel Sinn und Interesse für die Natur hat, der kann in Busch und Urwald leben, der allein wird auch ein wirklicher Afrikaner sein.

Der Leiter der Pflanzung war einer jener prächtigen Menschen, die einem aus dem reichen Erfahrungsschatz, den sie sich im Verlaufe von Jahrzehnten erworben haben, wirkliche Tatsachen vermittelten, keinerlei Märchen, die geborene Feinde allen Afrikanerlateins waren. Das Vertrauen, das ich von vornherein zu ihm gefaßt hatte, wurde niemals enttäuscht. In der Hauptsache hat e r aus mir den Afrikaner gemacht, der sich späterhin in allen Lebenslagen zurechtfand; in kameradschaftlicher Weise hat er mich in alles eingeweiht, was man in Afrika von Land und Leuten, von Pflanzen und Tieren, von Luft und Wasser wissen mußte. Als ganz alter Afrikaner war er mit allem vertraut. Er hatte den Burenkrieg mitgemacht und jahrelang in Südafrika prospektort, er hatte in Westafrika nach Diamanten und in Südafrika nach Gold gesucht, er kannte den Farm- und Viehbetrieb der westlichen Kolonien so genau, wie er Kautschuk, Agaven und Kaffee anbauen konnte. Das monatelange Zusammensein zwischen uns hat dann eine Freundschaft zusammengeschweißt, wie sie eben nur die Einsamkeit und absolutes Vertrauen zustande bringen kann. Er wollte durchaus aus mir einen ebensolchen Afrikaner machen, wie er einer war, und ich wollte durchaus in allem so sattelfest werden, wie er es war. Und was wir beide so wollten, ist durch das lange Beisammensein von Lehrer und Schüler auch durchaus gelungen. Konnte ich nach Monaten, als uns die Trennungsstunde schlug, auch noch keine erfolgreiche Abschlußprüfung machen, so war doch der Grund eisenfest ge-

legt, und was ich selbst dann darauf aufbaute, ist letzten Endes doch sein Werk, zum mindestens in seinem Sinne gewesen. Auf die Freundschaft mit diesem Mann, der um vieles älter war als ich, bin ich stolz gewesen.

Daß aus den für mich für Mikesse vorgesehenen 8 Tagen dann viele Monate wurden, lag an der besonderen Einstellung des Leiters allen Dingen gegenüber, die mit Tinte zu tun hatten und nicht in sein eigentliches Fach schlugen, somit eben nicht sein Fall waren. Er war nur Pflanzer und Organisator, dies durch und durch, von Buchführung aber wollte er nichts wissen. Er sträubte sich mit Händen und Füßen gegen die Zumutung, daß er dann, nach meinem Weggang, die Buchführung weiter machen sollte, die einzurichten ich herauf zu ihm gekommen war. Den Tintenkuli wollte und konnte er nicht spielen. Und da er der älteste und erfahrenste Pflanzer der Gesellschaft war, auf den diese große Stücke hielt, richtete die Gesellschaft sich auch in dieser Hinsicht nach seinen Sonderwünschen. Nach wochenlangen Hin- und Herschreibereien mit Daressalam und Berlin kam dann nach 6 Monaten ein Buchhalter eigens für ihn heraus, und damit erst war meine Zeit in Mikesse abgelaufen. Bis der neue Kollege eingetroffen war, blieben die Bücherkisten fest vernagelt, und ich wurde mit Einverständnis der Gesellschaft zunächst einmal Pflanzer.

Als ich nach Mikesse kam, war noch alles dickster Urwald und Busch, der durch unsere 500 Neger erst einmal heruntergeschlagen werden mußte.

Wenn ich in meinen Erzählungen zwischen Urwald und Busch immer einen Unterschied mache, so ist das dahin zu verstehen, und nur so kann ich diesen Unterschied klar machen: etwas Derartiges wie hierzulande ein Wald, nennen wir drüben Busch. Urwald ist etwas ganz anderes. Urwald ist undurchdringlichster Busch, mit Bäumen von gigantischen Ausmaßen in Höhe und Umfang, Kreuz und quer mit armdicken Lianen durchzogen, mit üppigem, hohem Unterholz. Hierhinein scheint niemals die Sonne bis auf den Boden durch, stets herrscht hier drinnen ein Dämmerlicht und eine dumpfe Schwüle, ein Treibhaus der herrlichsten Orchideen, die man schon unendlich weit riecht und doch selten zu Gesicht bekommt, weil man gar keine Zeit hat, sich bis zu ihnen durchzuschlagen und sie zu suchen. Hin und wieder der Wechsel eines Stückes Großwild, meist eng und schmal von Einzelgängern, zuweilen breit, wenn ganze Herden dieser Riesentiere durchgebrochen sind, stets aber unmöglich zu begehen. Seinen eigenen Weg hierhinein, also in einen Urwald, muß man sich selber mit dem langen Buschmesser schlagen, anders kann man nicht hinein. Nur wenige Wochen später ist auch ein solcher Weg dann wieder verwachsen, die Treibhaustemperatur hat alles auf dem fruchtbaren Boden in rasendem Tempo wieder neu erstehen lassen.

In Mikesse also sollte eine Kautschukpflanzung entstehen. Nahe der Bahnlinie war Busch, im tieferen Teile des Blocks Urwald. Und gerade diesen Urwaldteil hatte sich der Leiter für seine neue Planzung ausgesucht. Unter seiner Anleitung lernte ich den Urwald bezwingen und wertbeständig zu gestalten.

Mein Tatendrang durfte sich zunächst einmal im Graben neuer Brunnen austoben. Wo eine Senke war, konnte in der Tiefe vielleicht Wasser sein, also hinein in die Erde mit Hacke, Spaten und Dynamit. Manchmal war es nichts mit den „Bohrungen", doch durfte einen das nicht anfechten und entmutigen. Es gehörte uns ja sooo viel Land, also wurde es irgendwo anders von neuem versucht. Denn haben mußten wir das Wasser unter allen Umständen. Die wenigen bei meiner Ankunft vorhandenen Brunnenlöcher reichten für den Bedarf des Lagers nicht mehr aus. War es dann geglückt, hatte man eine Wasserader angeschnitten, die sich zunächst einmal durchaus nicht immer in einem klaren Bächlein zu erkennen gab, sondern meist nur durch eine erhöhte Feuchtigkeit der Erde, dann faßten wir das Loch, das die Neger geschaufelt hatten, mit Zementröhren ein, die wir uns auf der Pflanzung zwischen verschieden großen Holzfässern selbst zurecht-

gestampft hatten. Das Herunterlassen der schweren Rohre war stets ein besonderes Kunststück und für die untenstehenden Negerlein mit mehr oder weniger Lebensgefahr verbunden. Es gingen uns zwar bei dieser Prozedur viele Röhren in Trümmer, aber das konnte uns ebenfalls nicht entmutigen, wir hatten ja sooo viel Zeit. War eine Röhre dann glücklich unten, kam gleich die zweite darauf und so fort. Von einem Mann wurde die Erde innerhalb der untersten Röhre herausgeschaufelt, diese sank dann langsam nach, und so wurde der Brunnen tiefer und tiefer. Stand der Mann dann schließlich bis zum Bauch im Wasser, dann war es genug, wir waren zufrieden, das Wasser lief dann schon allmählich durch die eingestemmten Löcher in den Rohren durch. War eine Wasserstelle als gewiß von vorherein erkannt, dann war die Geschichte wesentlich einfacher. Dann wurde aus einer einfach auf die betreffende Stelle hingesetzten Röhre die Erde herausgeschaufelt, die eigene Schwere brachte sie tiefer und tiefer, immer neue kamen darauf, und so ging das bis zur erforderlichen Tiefe weiter. Solche Brunnen brauchten dann nicht gar so tief ausgeschachtet zu werden, weil die Wasserader eben höher lag. Eingefaßt aber mußten die Brunnen unter allen Umständen werden, sonst zertrampelten einem nachts Löwen und anderes Großwild mühsam gegrabene Gruben wieder, und die Arbeit des Vortages war umsonst getan worden. Anfangs, als wir noch nicht auf den Dreh mit den selbstgefertigten Zementröhren gekommen waren, haben mir die Biester oft genug meine ganze Arbeit arg verschandelt, und so waren die späteren Zementrohre eigentlich nur das Resultat meines Ärgers gewesen. Von deren Herstellung hatte ich zunächst keinerlei Ahnung, und erst ganz allmählich kam ich hinter die richtige Mischung und meine Jungs zu einer gewissen Fertigkeit. Einen Vergleich mit den Produkten europäischer Firmen hätten meine Rohre natürlich nicht ausgehalten, aber mir und unsern Zwecken genügten sie vollkommen. Schlimm war es, wenn in den Schachtgruben Steine im Wege lagen und gesprengt werden mußten. Die

Bohrlöcher schlugen die Schwarzen nach meiner Anweisung, aber die Besetzung der Löcher und das Anzünden der Zündschnüre besorgte ich selber. Ich war da einmal etwa 7 bis 8 Meter tief und hatte 8 Sprengladungen gesetzt. Als ich die letzte Schnur anzündete, war die erste bereits ein erhebliches Stück durchgebrannt. Wie ich eigentlich damals aus dem Loch herausgekommen bin, was nur auf den beiden zusammengebundenen Leitern möglich war, wußte ich später selbst nicht zu sagen. Das Tempo ist jedenfalls etwas ungewöhnlich gewesen, und kaum war ich ungefähr 10 Meter vom Schacht entfernt, als schon die erste Ladung hochging, ein in die Luft geschleudertes großes Steinstück beim Niederfallen mir in meinen schönen Tropenhut ein arges Loch schlug und meinem Schädel eine arge Beule eintrug.

Nachdem ich auf diese Weise mehrere Wasserstellen gegraben hatte, kam ein Magazinbau dran. Bisher hatte ich nur gewußt, wie man in Häusern wohnen kann, nun sollte ich selbst welche bauen. Kurze Anweisungen und Erklärungen des Leiters am abendlichen Lagerfeuer, am anderen Morgen ging er wieder in den Busch an seine Arbeit und ließ mich mit meinen Sorgen allein. Aber ich habe schließlich auch dieses Kunststück fertiggebracht und ein unseren Ansprüchen voll genügendes Magazin hingestellt, das 10 Meter breit, 15 Meter lang und 5 Meter hoch bis zum Dachansatz war, feste Türen und Fenster und sogar einen nach meinem Dafürhalten tadellosen Zementfußboden hatte. Leicht haben es meine Neger, mit denen ich mich vorläufig fast gar nicht verständigen konnte, anfangs ganz bestimmt nicht gehabt. Sicherlich hatten sie sehr oft sehr viel bessere Gedanken als ich, die die Arbeit vielleicht hätten rascher vonstatten gehen lassen. Das Einfachste bei diesem Hausbau waren die Wände gewesen, die doppelt gezogen wurden also mit zwei nebeneinander laufenden Stammreihen, Lehm wurde dann feucht dazwischengepackt und außen hochgezogen und alles schön geglättet. Hatte die Sonne dann nach ein paar Tagen den Lehm ausge-

trocknet, wurden die entstandenen Risse so lange immer wieder mit demselben Material verkleistert, bis die ganze Hauswand tadellos festgefügt dastand. Die größte Sorge machte mir damals, wie später immer wieder, die Konstruktion des Dachstuhls, besonders die Notwendigkeit, ihn so fest mit dem unteren Teil des Hauses zu verbinden, daß kein Sturm imstande war, ihn abzuheben und irgendwoanders hin zu versetzen.

Schließlich kam die Arbeit in der Pflanzung dran. Das Niederlegen des Busches und Urwalds, das Vermessen der einzelnen Blocks mit Meßketten, Kompaß und Bussole, alles, alles lernte ich hier oben in Mikesse von Grund aus und besser, als es mancher Pflanzungsassistent auf einer eingerichteten Pflanzung erlernen konnte. Als dann die Teilbepflanzung losgehen sollte, kam ich leider wieder zur Küste zurück und zu anderer Tätigkeit. Diese kurze Lehrzeit hier oben war eine so gründliche gewesen, daß sie mir späterhin, und ganz besonders in Portugiesisch-Ost, von ungeheurem Vorteil war, als ich in der Hauptsache Pflanzer geworden und den kaufmännischen Beruf nur nebenamtlich ausführte, weil er wohl oder übel nun einmal dazu gehörte.

*

Überraschend was es für mich, die Trommelsprache der Neger kennen zu lernen. Das ist eine ganz eigenartige Telegraphie ohne Draht. Die Neger sind im allgemeinen leidenschaftliche Trommler. Das Instrument spielt bei ihren Tänzen die Hauptrolle, ohne Trommel ist ein Tanz gar nicht denkbar. Die Signaltrommeln aber sind besondere Instrumente, von großem Umfang, deren Klang weit ins Land erdröhnt, wenn der Telegraphist sich damit beschäftigt. Nicht alle Schwarzen verstehen die Trommelsprache, in allen Stämmen sind immer nur einige wenige, die die Geheimnisse dieser Nachrichtenübermittlung beherrschen. Meist sind diese Signaltrommeln auf einem erhöhten Punkt aufgestellt. Sobald nun eine solche Trommel ertönt, eilt der in der Nähe wohnende Besitzer und Kenner der nächsten Trommel an sein Instrument und gibt die aufgefangene Nachricht unverzüglich weiter Das geht rasend schnell, Nachrichten von der Küste sind in 1½ bis 2 Tagen oben am See bekannt.

Die Trommeln werden aber nicht allein zur Nachrichtenübermittlung verwandt, sondern die Fachleute, also die Telegraphisten, benutzen ihre viele freie Zeit auch zu Privatunterhaltungen auf diesem Wege. Wenn sie sich gar auf diesem Wege beschimpfen, dann hört die Trommelei erst auf, wenn sie beide nicht mehr können. Auch solche Affären habe ich drüben wiederholt erlebt.

Mir hat die Trommel auf meinen vielen Reisen im Innern oft sehr gute Dienste geleistet, indem ich häufig von einem bis zum anderen Lagerplatz einen Tag zuvor Verpflegung, die ich für meine Safari brauchte, bereitstellen ließ, und stets hat die Sache ganz ausgezeichnet geklappt. Das ließ sich natürlich nur immer dort machen, wo eine solche Signaltrommel aufgestellt war. Mitschleppen konnte man ein solches ungefügtes Ding nicht, auch hatte man ja nicht stets einen „Sachverständigen" bei sich.

Aber fast zur Verzweiflung hat mich die Trommelei mitunter gebracht, wenn die Unterhaltung solcher Telegraphisten in ununterbrochener Folge die Nächte hindurch ging. Es hätte wenig Zweck gehabt, dagegen einzuschreiten, man hätte vor einer undurchdringlichen Mauer des Schweigens gestanden, und bestimmt hätte kein einziger Neger zu sagen gewußt, wer wo was trommelt.

Tatsache ist jedenfalls, daß die Trommelsprache nach den Landstrichen verschieden ist und sich über ganz Afrika ausbreitet. Unsere tüchtigsten Morsetelegraphisten dürfen es mir nicht übelnehmen, wenn ich ihnen ihre schwarzen Kollegen als absolut gleichwertig an die Seite stelle. Was bei ihnen der Zeigefinger und der elektrische Funke sind, machen drüben ein schweres Stück Holz oder der Handteller und ein über einen ausgehöhlten Baumstamm gespanntes Fell.

Als ich seinerzeit aus dem Kongo zurückkehrte, ließ ich meine Abreise zur Küste trommeln. Die Nachricht war zwei Tage später in Daressalam; ich selbst kam vier Wochen später hinterher. Und was ich alles an den Plätzen, die ich auf dieser Rückreise berührte, für meine Gesellschaft noch besorgen sollte, wurde mir auf diesem Wege „durchgesprochen", bis dann eines Tages der Telegraphendraht wieder meinen Weg säumte.

Mein guter Juma, ein nutzbarer Diener, beherrschte die Trommelsprache seines Stammes vollkommen, er schlug auch in Tanga die Mittagsngoma [1]. Aus alter Zeit hatten wir im Hofe der dortigen Faktorei eine Riesentrommel stehen, die mittags Punkt 12 Uhr ertönte. Wenn mein Junge nicht da war, besorgte ein eigens hierfür angestellter und entsprechend „technisch vorgebildeter" Neger nach der Weisung des Faktoreileiters die Sache. Ein endlos langer Wirbel schallte ins Land hinein, der auch in der großen Regenzeit noch 15 Kilometer weit zu vernehmen war. Nach diesem Signal stellten alle Europäer genau so ihre Uhren, wie nach dem Mittagsschuß in Daressalam (aus einem alten Geschütz) oder dem Abendschuß um 6 Uhr in Sansibar.

Das Wunder der Einsamkeit im belgischen Kongo

Eines Tages hieß es plötzlich mal wieder: die Koffer packen und wandern. Der Entschluß dazu war meiner Gesellschaft genau so über Nacht gekommen wie alles übrige dort drüben und überraschte nicht weiter, da man ja an derlei längst gewöhnt war.

Von irgendwoher war die Nachricht gekommen, daß im Kongo noch sehr viel in Elfenbein und Gummi zu machen sei, und da mußten selbstverständlich auch

[1] ngoma = Trommel.

wir mal zusehen, was an diesen Gerüchten Wahrheit und was Dichtung war. Zwar glaubten wir nicht so recht an den sagenhaften „Elefantenfriedhof", der irgendwo im tiefsten Innern des Erdteils liegen sollte und den bisher alles Forschen nicht hatte entdecken lassen. Tatsache war jedenfalls, daß viel Elfenbein von oben herunterkam, also mußten auch wir versuchen, von diesen kostbaren Knochen noch etwas mehr der Zivilisation zugänglich zu machen. Zu meiner Freude war die Wahl auf mich gefallen, und ich habe es wahrlich nie bereut, diese ungewöhnliche Tour unternommen zu haben. Die allerschönste Zeit meines ganzen Afrikanerdaseins sind jene zwölf Monate des vollkommen Aufmichgestelltseins, des völligen Abgehängtseins von Zivilisation und Europäern gewesen.

Nur mit meinen eigenen Leuten, meinen persönlichen Boys, und vielen Kisten voller Tauschartikel ging es zunächst per Schiff nach Mombassa, dem großen Hafenplatz der englischen Nachbarkolonie, den ich 1910 bereits flüchtig kennengelernt hatte. Hier ergänzte ich meine Ausrüstung und kaufte vor allem noch weitere Sachen ein, wie unbrauchbare Revolver, alte Flinten, Glasperlen und englischen billigen, aber grellbunten Baumwollstoff, welch letzterer ja stets und überall ein gesuchter Tausch- und Handelsartikel war. Dazu eine Unmenge alter belgischer Uniformröcke.

Nach einem sehr angenehm verbrachten Nachmittag auf einem im Hafen liegenden englischen Kreuzer, von dessen Offizieren ich einige von Sansibar her kannte, ging die Reise mit der East African Railway hinauf in ein neues Leben.

Die tagelange Fahrt in den heißen Eisenbahnwaggons war trotz aller Bequemlichkeit derselben kein sonderliches Vergnügen, auch der hier mitlaufende Speisewagen, eigentlich mehr Getränkewagen — denn gefuttert wurde relativ wenig —, vermochte einen nicht sonderlich aufzuheitern. Anfangs hatte ich meinen Aufenthalt auf das Dach meines Waggons verlegt, zum größten Entsetzen meines Juma, der ja

immer sehr besorgt um mich war; aber die Hitze, welche das Wellblechdach ausströmte, im Verein mit der vom Tagesgestirn herunterfallenden Glut machten ein längeres Verweilen hier oben doch ganz unmöglich. Der Zug fuhr nur bei Tage, des Nachts wurde stets auf irgendeiner Station gehalten, wo aus diesem Grunde findige Europäer kleine „Hotels" errichtet hatten, die sich auch stets und überall durch den immer vorhandenen Abenddurst der Weißen gut rentierten. Was wir uns aus Vernunftsgründen am Tage versagten, das wurde abends stets reichlich wieder wettgemacht.

Auf halbem Wege der langen Strecke lag der große Handelsplatz Nairobi, der derart blendend versorgt war, daß man hier restlos alles bekommen konnte, was man überhaupt vonnöten hatte, ob man nun ins Innere ging oder von oben kam und zur Küste wollte. Mein Bedarf allerdings war in allem gedeckt, ich hatte hier nur Durst!

Eine Tagesfahrt hinter Nairobi hatten wir dann noch das Pech, sechs Stunden lang durch brennenden Busch fahren zu müssen, was den Genuß der Fahrt nicht erhöhte. Ich habe die Bewohner der vielen kleinen Stationchen, welche auf dieser Strecke lagen, wahrlich nicht beneidet. Es war neben dem beißenden Rauch eine unnatürliche Hitze, in der die Menschen aber nolens-volens aushalten mußten, bis das Feuer seine Kraft verloren hatte und in sich zusammengebrochen war.

Nach tagelanger Fahrt langten wir dann endlich in Kisumu an, der Endstation der Bahn. Hier gab es dann in den nächsten Tagen Arbeit in Hülle und Fülle. Vor allem wurden hier Leute angeworben, die ich auf diese große Reise mitnehmen mußte, zweihundert Mann. Einige Unentwegte nahmen ihre Weiber mit, natürlich nur zum Tragen der eigenen Lasten, den meisten aber konnte ich diesen Unfug noch ausreden. Zu machen war aber dagegen nichts, ich hätte die Leute nur vor den Kopf gestoßen, sie hätten womöglich irgendeine Gefahr bei der Reise gesehen, und ich hätte Schwierigkeiten mit der weiteren Anwerbung gehabt.

Immerhin betrug dadurch aber die Zahl meiner Kolonne 250 Mann.

Bevor die ganze Gesellschaft dann eines Morgens auf dem einzigen, wenigstens damals einzigen, Dampfer war, dauerte es Stunden. Das Abschiednehmen unter der stets riesengroßen Verwandtschaft ist etwas Furchtbares, das man aber auch in Kauf nehmen muß. Der Viktoriasee hat viele Namen, in der Poesie heißt er das „große afrikanische Meer", die Araber und Eingeborenen nennen ihn Ukerewe. Hier in Kisumu hatten wir nur das Nordende des Ukerewe vor uns, die Kavirondobucht. Den eigentlichen See erreichten wir auf unserer Weiterfahrt erst anderen Tages. Aber gesehen hatten wir ihn aus der Ferne bereits einmal während der Bahnfahrt, das war, als die Uganda Railway hinter Nairobi den Westrand des „Großen Grabens" erklettert hatte. Da lag er mit einem Teil seines weiten Spiegels fernwestlich vor unseren Blicken, dann war er hinter den Kuppen eines Randgebirges wieder verschwunden und erst direkt am Pier von Kisumu unvermittelt aufgetaucht.

Der Verladung in Kisumu zuzusehen und dabei an die Fahrt über den oft sehr wilden See zu denken, ließ einen in eigene Betrachtungen versinken. Der Dampfer machte keinen sehr widerstandsfähigen Eindruck. Was er aber an Frachten, lebendem Vieh und Menschen aufnahm, das war geradezu unheimlich. Aber meine Besorgnisse waren umsonst gewesen, die Reise ist bis zum Ende für uns alle gut vonstatten gegangen. Trotzdem war dieser Dampfer die reinste Erholungsstation nach dem tagelangen Eingepferchtsein in der Bahn, und auch die Eismaschine hatte, gottlob, keine Panne.

Unsere Abfahrt gestaltete sich zu einem kleinen Ereignis für die Eingeborenen. Obwohl sie dieses Schauspiel alle vierzehn Tage erlebten, hatten sie sich vollzählig eingefunden und winkten ihren ndugus (Verwandten), die nun mit mir in eine ungewisse Ferne zogen, lebhafte Abschiedsgrüße zu, und sie freuten sich, wie eben nur Kinder sich freuen können, wenn auch der weiße bwana ihnen zurückwinkte.

Die Landschaft Kavirondo, deren Hauptplatz Kisumu ist, war von der Kultur noch verhältnismäßig wenig beleckt. Europäer gab es hier nur einige wenige. Die Besiedlung des Landstriches war von den Engländern direkt verboten, weil Kavirondo Reservat bleiben sollte. In der Hauptsache waren es Missionare, die sich hier breit machten, aber selbst sie hatten im Laufe der Jahrzehnte ihrer Anwesenheit noch nicht viel schaffen können. Die Hauptmasse der Eingeborenen lief noch herum wie der Herrgott sie geschaffen hatte, und nur die verheirateten Frauen hatten als Zeichen ihrer Würde ein Grasbüschel, das aber hinten saß, in die Perlenschnur eingeflochten, die alle um den Körper trugen. Als ich dann allen meinen Leuten gleichfarbige Lendentücher geschenkt hatte, aus keinem anderen Grunde als dem, damit die Zugehörigkeit zur Safari eines Europäers zu dokumentieren, da hatte es beim Anlegen der Tücher ein ungeheures Gelächter gegeben und einen ganzen Nachmittag heillosen Spaß. Schließlich hatte aber die ganze Umgebung solchen Gefallen an den Tüchern gefunden, daß ich mich des Zulaufs der Leute, die nun auf einmal mitwollten, kaum erwehren konnte. Außerdem war es bereits durchgesickert, daß ich einer der Leute von bwana Peters war — meine Flagge durfte ich hier im englischen Gebiet ja nicht zeigen. Also selbst hier oben kannten sie ihn, obwohl er seinerzeit nur informationsweise bis hierher gekommen war.

Immerhin fuhren wir durch die Kavirondobucht fast drei Viertel Tag, dann erst hatten wir den eigentlichen „Ukerewe" erreicht. Unendlich dehnte sich nun die Wasserfläche des Sees, der insgesamt die Größe Bayerns hat.

Bis Muanza, dem nächsten Halteplatz, brauchten wir vier Tage. Hier war ich nun wieder auf deutschem Boden und wurde freudig von einigen Bekannten begrüßt, die auf telegraphischem Wege von meinem Kommen bereits unterrichtet waren. Die drei Tage unserer dortigen Liegezeit wohnte ich natürlich noch einmal europäisch-kultiviert in einem richtigen Hause.

Selbst hier oben, in dem nördlichsten Gebiet der Kolonie, hatte deutsche Gründlichkeit in Verbindung mit absolutestem Verständnis für die Schwarzen und ihre Eigenheiten einen Platz geschaffen, der sich sehen lassen konnte. Die breite Straße der Europäersiedlung ging in gleicher Breite in das direkt anschließende Eingeborenendorf über, das genau so sauber war wie die Dörfer an der Küste, und in dem man den unbedingten Eindruck hatte, daß die Neger sich unter unserer Herrschaft sehr wohl fühlten. Ein ganzes Jahr lang, in dem ich im Kongo auf meinen vielen Kreuz- und Querfahrten durch allerhand Dörfer gekommen bin, habe ich kein einziges gefunden, das auch nur annähernd unseren Dörfern glich.

Bei einem abendlichen Spaziergang am Rande der Muanzabucht entlang stieß ich, ein Endchen außerhalb des Ortes, auf einen kleinen Europäerfriedhof, der unter hohen, mächtigen Mangobäumen ganz eingebettet im Halbdunkel lag. Eine ganze Anzahl Deutscher ruhten hier unter gepflegten Hügeln von schwerer Arbeit aus. Auf einem derselben fand ich eine Tafel mit der Inschrift „Aus Sehnsucht nach der Heimat gestorben". Lange, lange saß ich an diesem Abend hier zwischen den Gräbern und dachte der Vergangenheit nach und dem bisherigen, zeitweise doch recht wilden Leben. Damit mußte es nun endgültig vorbei sein, denn nun trug ich mit mir die Verantwortung für 250 Menschen, die sich mir anvertraut hatten und die alle von mir erwarteten, daß ich sie wieder in ihre Heimat zurückbrächte, wie ich es versprochen hatte. Auf diesem stimmungsvollsten Friedhofe, dem kleinsten, aber schönsten, den ich je im Leben sah, habe ich allen Leichtsinn damals über Bord geworfen. Ich hatte für meine eigene Person vor der Zukunft keine Angst aber die Verantwortung für das Leben dieser 250 vertrauenden Menschen lag bleischwer auf mir an diesem Ausgangspunkt in eine dunkle, ungewisse Zukunft und ist ein ganzes Jahr lang nicht von mir gewichen.

Ich wollte am anderen Morgen vor der Weiterreise noch einmal hierher zurückkehren, wurde aber auf meinem Wege von einem Schauspiel gefangengehal-

ten, das mich restlos erfaßte. Zu Tausenden und aber Tausenden ergingen sich Reiher und Flamingos im seichten Ufer des Sees dicht bei der Stadt. Als ich sah, daß sich die Tiere durch fischende Eingeborene in ihrer stolzen Ruhe gar nicht stören ließen, habe ich Schuhe und Strümpfe ausgezogen und bin auch unter ihnen herumgelaufen. Das war für mich, der ich Tiere so sehr liebe, ein wunderbarer Abschiedsmorgen, und ich habe viele Stunden damit zugebracht, die Vögel zu beobachten.

Schließlich heulte aber der Dampfer in entsetzlichen Tönen nach mir, der ich wieder einmal als einziger noch fehlte, und als ich dann endlich an Bord war, ging es auch sofort hinaus auf den See und in zweitägiger Fahrt hinüber nach Bukoba, dem letzten Hafenplatz der deutschen Kolonie. Ein großer Kaffeestapelplatz.

Vom Dampfer auf den weit in den See hineingebauten Pier zu kommen, war noch verhältnismäßig einfach, aber den Pier entlang trocken an Land zu kommen, war eine Unmöglichkeit. Die Brandung jagte gegen die Streben des Piers, und ihre hohen Spritzer ließen keinen trocken. Für „meine 250 schwarzen Kinder" war das natürlich ein Heidenspaß, für mich bedeutend weniger, weil ich viele Lasten dabei hatte, die Feuchtigkeit in solchen Mengen schlecht vertrugen.

Noch einmal wurde hier eine Rast von zwei Tagen gemacht, Proviant ergänzt und noch einige Träger angeworben, vor allem aber einige Dolmetscher, welche die Dialekte der nächstgelegenen Volksstämme beherrschten. Dieselben wurden auf dem weiteren Vormarsch dann immer wieder ausgewechselt. Als ich dann einige Wochen später weit hinten im belgischen Kongo in einem festen Lager saß, brauchte ich wenig später keinen Dolmetscher mehr, da hatte ich mir die verschiedenen Dialekte der Umwohnenden schon selbst zur Genüge angeeignet.

Vor allem wurde hier in Bukoba ein Reittier eingehandelt, ein nettes, kleines weißes Maultierchen,

das merkwürdig zutraulich war und gar nicht störrisch schien, wie es seiner Rasse eigentümlich ist. Dieser neue Erwerb, der mir ziemlich wohlfeil glückte, hat mir dann vier Wochen lang sehr gute Dienste geleistet und mich treu und brav durchs Land getragen. Dann aber hatte ihn eines Tages doch der Urkoller, der ihm durch Vererbung nun einmal innewohnte, gepackt. Beim Überschreiten eines krokodilreichen Flusses fing er mitten im Fluß an zu bocken, wollte sich absolut nicht mehr führen lassen, und diesen Moment des Stillstehens hatten die Krokodile wahrgenommen und zogen ihn als Festbraten in ihr feuchtes Element. Hatte ich bis dahin diese widerlichen Echsen nur aus reiner Lust am Morden verfolgt, jetzt hatte ich einen unauslöschlichen Haß gegen sie in mir und habe manchem Angehörigen dieser Familie unverwindbare Schmerzen mit meiner Büchse beigebracht, wenn ich auch niemals eins tot zu meinen Füßen liegen sah. Nun lief ich wieder zu Fuß! Mein Marsch ging quer durch Ruanda, den nordwestlichsten Landstrich der Kolonie, und zwischen Kiwu- und Tanganjikasee hindurch in den belgischen Kongo hinein. Bis zu dieser Seeenge dauerte der Marsch acht Tage, und die dreifache Zeit bin ich dann noch in den Kongo hineinmarschiert, ins Gebiet der Manjema, bis in die Nähe des Kongoflusses. Der „nahe" Kongo war allerdings immer noch fünf bis sechs Tage von mir entfernt, was ja aber für uns keine nennenswerte Entfernung war.

Der interessanteste Teil auf diesem langen Fußmarsch war der durch Ruanda. Riesenhaft waren die Menschen hier, wunderbare Gestalten, kein erwachsener Krieger unter zwei Meter. Ungeheuer selbstbewußt und stolz, kein einziger Mann ohne Speer und Schild, so oft ich sie außerhalb ihrer Dörfer traf. Wenn auch dem deutschen Reiche untertänig, führten die Ruandaleute damals noch ganz und gar ihr Eigenleben unter ihrem Sultan, und Steuereintreiberei unterließ die Regierung hier oben vollkommen. Es war eine sehr kluge Eingeborenenpolitik gewesen, die die Regierung

zu diesen Maßnahmen veranlaßt hatte, denn dadurch hatte sie die Bevölkerung mitsamt dem Sultan zu unbedingten Anhängern gewonnen, was bei diesem überaus kriegerischen Volke auf andere Weise nicht so ganz einfach gewesen und glatt vonstatten gegangen wäre. In Kigali saß ein kaiserlicher Resident lediglich pro forma. Das Land war reich. Weite, tadellos bebaute Felder mit allen möglichen Eingeborenenkulturen durchzogen es weithin. Auf den Weideflächen bewegten sich Rinder und Schafherden von großer Kopfzahl und das gesamte Vieh war in einem tadellosen Zustande, was auf den Wert der Weideflächen rückschließen ließ.

Ich strebte auf meinem Wege der Residenz des Sultans in Njansa zu, ein Höflichkeitsakt, der nur Vorteil bringen konnte und mir auch wirklich brachte. Tagelang vorher erzählten mir die Dolmetscher an den abendlichen Lagerfeuern von der prächtigen Residenz des Herrschers. Am Tage vor meiner Ankunft kam abends ein Trommeltelegramm, in dem der Sultan mich in seinem Lande begrüßte, und ich ließ einen Gruß zurücktrommeln. Und in der Tat, die Erzählungen der Führer hatten nicht übertrieben. Das ganze große Dorf war sauber in jeder Beziehung. Straßen wie Häuser machten einen tadellosen Eindruck. Es konnte sich jedem Küstendorf gleichwertig an die Seite stellen. Hier hielten zwar keine deutschen Polizeiaskaris auf Ordnung, aber der Sultan hatte sich nach deutschem Muster seine eigene kleine Polizei geschaffen, die sich an der Küste hatte umsehen müssen und dann das gleiche daheim schuf.

Nach einem letzten Nachtmarsch war ich dann eines Morgens in die Residenz eingerückt, voran Fahnenträger mit der auch hier natürlich bekannten Flagge Peters', den der Sultan selbst und ein großer Teil seiner Hofleute noch gut gekannt hatten. Sie haben sich alle später lebhaft nach ihm erkundigt und sich gefreut, als ich ihnen von meinem letzten Zusammensein mit Peters in Tanga berichtete.

Es war ein komisches Gefühl für mich, als ich in

Njansa unter den Riesengestalten herumspazierte, die nun, nachdem ich von meinem guten Muli heruntergestiegen war, auf mich herabsahen. Der Sultan selbst war ein ganz außergewöhnlich großer Mensch. Er empfing mich, umgeben von seinen Großen, vor seinem Palast, einem sehr ordentlich gebauten, weitläufigen Gebäude, und hieß mich willkommen. Als ich ihm dann im Laufe der Unterhaltung eröffnete, daß ich unbedingt am anderen Tage weiter müßte, war er zuerst sehr verschnupft, sah dann aber schließlich die Notwendigkeit ein. Nur zur Nachtruhe kam ich aus diesem Grunde nicht, denn er saß die ganze Nacht hindurch plaudernd bei mir. Er war ein ungewöhnlich intelligenter Herrscher und wußte über alles genau Bescheid, was an der Küste geschah, war aber restlos mit allen Maßnahmen der Regierung einverstanden und stand unbedingt hinter dem Gouverneur und damit der deutschen Regierung. Und immer wieder stand in unserer stundenlangen Unterhaltung das eine Wort, der Name des einen Mannes, der die Kolonie dem deutschen Reiche erworben hatte, P e t e r s, dessen Flagge ich durch die Lande trug und zu dessen Gesellschaft zu gehören ich ungemein stolz war. —

Und nun war ich im Kongo.

Urwald! Urwald, soweit ich schauen konnte, soweit man ahnte und darüber hinaus. Es war kein ebenes Land, Hügel und Berge durchzogen das Gebiet. Zuweilen stand ich auf Bergeshöhen und konnte die Weite, die unermeßliche Weite überblicken, die sich hügelauf, hügelab dehnte. Wie trigonometrische Punkte ragten hie und da unvorstellbar große Bäume mit gewaltigen Kronen aus der Masse des fast gleichmäßigen Urwaldes hervor, von dem man doch wußte, daß er im allgemeinen schon riesenhoch, domhaft war. Und was bot der Urwald mir an Niegeschautem, Wunderbarem auf meinen vielen Fahrten! Jede neue Tour ließ mich neue Wunder schauen und ich war meinem Herrgott unsagbar dankbar, daß er mich in diese wirkliche Welteinsamkeit hineinversetzt hatte und mir Zeit gegeben, sein Werk in Ruhe zu be-

trachten. Durch ein Labyrinth von Blättern in allen Farben und Größen bahnte sich die Sonne nur mühsam ihren Weg bis auf den Erdboden, stundenweit marschierte man oft zur Mittagszeit nur durch dämmernden Urwald, nur zuweilen traf ein feiner goldener Sonnenstrahl den Boden. Und wo man sich mit den schweren Buschmessern mühsam einen neuen Weg durch den Urwald gebahnt hatte, da stand binnen kurzem wieder eine feste undurchdringliche Mauer als ein Zeichen unbegrenzter, unbegreiflicher Fruchtbarkeit: Rasche kleine Gebirgsflüßchen, Bäche mitunter nur, fraßen sich ihren Weg durch die Pflanzenwirrnis seit Jahrhunderten und waren sehr tief. Durchwaten konnte man sie oftmals gar nicht; darum wurde ein Baumstamm am Ufer gefällt und man balancierte hinüber. Aber in der Regenzeit — auch eine solche erlebte ich dort oben, sie konnte mich aber in meiner Arbeit so wenig aufhalten, wie auf der Pflanzung — wurden alle diese Bäche und Flüßchen zu reißenden Strömen. und ihr sonst so kristallklares Wasser war ein schwerer, dicker Lehmbrei, den man mitunter auch durch noch so große Baumstämme nicht überbrücken konnte. Und Blumen blühten längs dieser Bäche jahraus, jahrein — ich finde nicht die Worte, es gibt überhaupt keine Worte für solche Pracht. Sturzbäche weißer, roter, gelber, grüner, blauer Sterne flossen aus dem Gewirr der Gräser und Farne, der Blattpflanzen und der Sträucher. Orchideen in allen möglichen Farben und Größen wiegten sich auf schlanken Stengeln und strömten einen Duft von solcher Stärke aus, daß man oft das Bestreben hatte, möglichst rasch aus der unmittelbaren Nähe dieser Naturwunder herauszukommen, für die diese Schwüle des Urwaldes das geeignetste Feld zur Entfaltung war; sie benebelten einem die Sinne, und keine Zigarette war imstande, den Duft zu übertäuben. Armdicke Lianen, deren Anfang man so wenig sah wie ihr Ende, schlangen sich in tödlicher Umarmung um die Stämme der Urwaldriesen, brachten sie wohl früher oder später zum Absterben, hielten sie aber auch dann noch fest und aufrecht. Diese Stämme müssen im

Stehen sterben und vermodern, die Lianen lassen sie nicht fallen und die Nachbarn halten mit, solange sie selbst noch nicht umschlungen sind. Seltsame Riesenfrüchte sah ich im schwarzgrünen Laub an hohen Bäumen hängen und zog ängstlich meinen tropenhelmbewehrten Schädel ein in dem Gedanken, daß die Erschütterung der Stille durch mein Erscheinen die Früchte zu Fall bringen müßte. Wenn sie aber reifend fallen, rasseln sie wie ungeheure Lasten zur Erde und bohren sich tief, alle Hindernisse glatt durchschlagend, ein. In meinem Lager waren einige meiner Leute nur dazu da, derartigen Früchten in der Nähe meines Zeltes und der Hütten der Leute nachzuspüren und sie vorzeitig zur Erde zu zwingen, denn ich hatte keine Lust, sie nächtlicherweise durch die Dächer unserer Behausungen sausen zu sehen.

Dieses Wunder des Kongos, das ich ja nur kümmerlich beschreiben kann, erlebte ich im Auf und Ab der Arbeit während voller acht Monate und habe mich dabei mehr mit meinem Herrgott unterhalten, als es alle Missionare der Erde vor ihrer Pensionierung jemals getan haben werden Allerdings hatte ich ja auch nicht die aufreibende Tätigkeit dieser und brauchte den Schwarzen nichts von einer alleinseligmachenden Kirche zu erzählen, worüber sie selbst ja auch erst im Jenseits aufgeklärt werden, d. h. sofern sie in den Himmel kommen! —

Im Kongo bezog ich mein festes Lager im volkreichen Manjemagebiet, weil ich mir sagte, daß sich hier bei der verhältnismäßig großen Bevölkerungsdichte die besten Geschäfte würden machen lassen. Einem etwaigen späteren Weiterwandern hätte ja auch nichts im Wege gestanden. Aber ich bin in meiner Hoffnung nicht enttäuscht worden. Gummi habe ich allerdings nicht viel aufkaufen bzw. eintauschen können und habe dieses Geschäft sehr bald ganz aufgegeben. Meine Leute waren auf das Zapfen nicht eingestellt, die Bevölkerung auch nicht; es ihnen erst beizubringen, dazu hatte ich weder Zeit noch Lust, besonders als der Tausch mit Elfenbein sich so ausgezeichnet anließ, daß

ich im Verlaufe der nächsten Monate mehrere große Transporte zur Küste hinuntersenden konnte.

Die ersten Tage im Kongo brachten das Übliche, das Herrichten des Lagerplatzes, den Bau der Hütten für meine Leute, den Bau eines kleinen primitiven Magazins für die mitgebrachten Tauschartikel, für die eigene Verpflegung und die meiner Jungs, sowie für die eingetauschten Waren, lediglich als Schutz gegen die Witterung, nicht zur diebessicheren Verwahrung In die Mitte des weiten Lagerplatzes hatte ich mein Zelt stellen lassen und war damit einem Wunsche meiner Leute nachgekommen. Man tut dies im allgemeinen sonst nicht, sondern baut seinen eigenen Wigwam möglichst weit ab von den Negerhütten. Ich bin eigentlich auch nie so recht dahinter gekommen, warum sie es hier so hatten haben wollen. Mein Juma behauptete zwar, das wäre bei den Kavirondoleuten „desturi" (Gewohnheit), aber das war ja Unsinn. Ich glaube vielmehr, daß es lediglich die Angst meines guten Juma war, in dem weiten unbekannten Lande, deren Volksstämme und ihre Einstellung zu uns wir allesamt wenig oder gar nicht kannten, nach meiner Gewohnheit weitab von den Hütten der Gefährten sitzen zu müssen. Innerhalb des Ganzen fühlte er sich, als mein Boy, als Herrscher, außerhalb des Kreises wäre er der Willkür der unbekannten Landesgottheiten preisgegeben gewesen. Das wird wohl der Grund gewesen sein; mir war es gleichgültig, und so blieb es bei seinen Anordnungen, und ich saß mitten „unter meinem Volk!" Die Hütten der Schwarzen standen immerhin in entsprechendem Abstande, und wenn sie sich abends vom Lagerfeuer, das auch hier, wie in Mikesse, auf weitem Platze vor meinem Zelte brannte, in ihre Hütten zurückzogen, dann war ich auch vollkommen allein mit mir und meinen Gedanken.

Sie waren etwas ganz Wunderbares, die einsamen Zeltabende im Kongo. Wenn das Feuer langsam heruntergebrannt war und man nicht mehr belästigt wurde von den unzähligen Nachtvögeln, die mit einem spielen wollten, von den Insekten und Schmetterlingen, die

einen nicht mehr fanden, weil man zu weit abseits im Dunkeln lag und die sich lieber mit den am wärmenden Feuerhaufen noch kauernden Negern amüsierten, dann war man so wunderbar allein. Über einem ein Sternenhimmel von ungewöhnlicher, unirdischer Pracht und Klarheit. Und wie das glitzerte und flimmerte dort hoch oben. Ganz leise tönte nur noch der Gesang der schwarzen Weggenossen zu mir herüber, das Tanzen und Spielen hatte aufgehört — ermüdet lagen die meisten schon in den Decken in ihren Hütten. Ein paar Schritte von mir entfernt kauerte mein Juma vor mir an der Erde, hin und wieder fiel mal ein kurzes Wort, sonst störten wir einander nicht, jeder hing seinen Gedanken nach. Die seinen gingen sicherlich zu seinem Weibe und zu seinem Jungen, die er ja an der Küste, in Tanga, zurückgelassen hatte — und meine? Sie liefen ein langes Leben mit viel Freude, viel Kummer, viel Arbeit, vielen Menschen zurück, weit zurück und dennoch, ich sehnte mich nach den alten Zeiten nicht, ich war unsagbar glücklich und zufrieden, daß ich hier saß, mit keinem Menschen hätte ich tauschen mögen. Noch einen Weggenossen hatte ich hier oben mit, einen äußerst anhänglichen schwarzen Menschen, der mich unter gar keinen Umständen hätte allein ziehen lassen. Er schleppte dann zuweilen das kleine Grammophon herbei und legte wahllos die vorhandenen Platten auf, und wenn dann Wagnersche Opernweisen oder Lieder von Schubert erklangen, dann brauchte ich nichts mehr, dann hatte ich restlos alles zum Glücklichsein.

Die Hütten meiner Leute hatte ich in ganz genauen Abständen von der Lagermitte setzen lassen, so sah das ganze Lager sehr nettt und ordentlich aus. Zwischen die einzelnen Hütten waren Hühnerställe gebaut, auf hohen Unterbauten zum Schutze gegen eventuellen nächtlichen Besuch von Leoparden oder anderem Raubzeug. Diese verdammten Hühnerställe mußten wohl oder übel sein, konnte man diese Vögel auch kaum noch sehen, sie blieben eben doch das Hauptnahrungsmittel für uns. Die Produkte ihrer „Legalität",

wie ein urgemütlicher alter Usambarapflanzer die Eierlegerei nannte, waren letzten Endes unbedingte Erfordernisse, und nur den Produzenten haßt jeder alte Afrikaner Meine Mikesseerfahrungen hatten mich aber gelehrt, daß der Neger für diese Tierspezies eine besondere Vorliebe hat, und um von vornherein zu vermeiden, daß meine Jungs ewig über Hühnerdiebstähle Klage führten, hatte ich dieser ungesetzlichen Selbstversorgung die Spitze abgebrochen, indem ich ihnen das Futter vor die Nasen setzte. Mit meinem Gelde wurden die Ställe aufgefüllt, waren anfangs immer wieder sehr rasch geleert Ich tat zunächst, als glaubte ich, daß die Hühner „entlaufen seien". kümmerte mich aber nicht weiter darum, kaufte neue ein und wartete ab. Da bekanntlich nur verbotene Früchte gut schmecken, auch bei den Eingeborenen drüber, verloren sie allmählich das Interesse am Diebstahl, an diesem geduldeten Diebstahl, und langsam wuchs dann meine Hühnerfarm ins Ungemessene, so daß sie zeitweise den Aufkauf, den zwei meiner Männer in der näheren oder weiteren Umgebung besorgten, einstellen mußte „wegen Überfüllung".

Im Laufe der kommenden Monate fand sich dann auch wieder allerhand anderes Getier ein und wurde im Lager gepflegt und gehalten, und in manchen Stunden, wenn die Sorgen und die Verantwortung einen fast zu Boden drücken wollten, waren es die kleinen Zwergantilopen, die Meerkatzen und die Mungus, die mich mit ihrer Zutraulichkeit wieder in die Wirklichkeit zurückbrachten.

Ganz besonders ans Herz gewachsen war mir eine kleine Zwergantilope, die mir eines Tages ins Lager gebracht worden war, noch ganz jung, halbtot schon, und die ich mit meiner, in wochenlagen Märschen hierher gebrachten und ängstlich für den äußeren Notfall behüteten kondensierten Milch langsam wieder hochpäppelte Sie hat es mir unendlich gedankt, daß ich um ihretwillen meinen Kaffee schwarz trank und ihr das kleine Leben gerettet hatte Saß ich abends am Lagerfeuer, dann saß sie neben mir am Boden, stand alle

paar Minuten einmal auf und rieb ihr kleines schwarzes Näschen vertraulich an meinem nackten Knie und ließ damit erst wieder nach, wenn ich ihr eine Weile das weiche Fellchen gekrault hatte. Wie sie überhaupt sofort angesprungen kam, wenn ich nach tagelanger Abwesenheit wieder ins Lager zurückkehrte.

In meinem Zelte wimmelte es von kleinen Mungus, die zwar das Aussehen von Ratten haben, aber deren geschworene Feinde sind und außerdem keine Schlange im Zelt heimisch werden lassen. Ihre übermäßige Zutraulichkeit und ihr immerwährendes An-einem-Hochkriechen mußte ich eben in Kauf nehmen, auch wenn es zuweilen recht lästig war. Hat man sie aber erst einmal kennen gelernt, mag man sie als Zeltgenossen nicht mehr entbehren. Einige von ihnen verstanden es meisterhaft, sich abends in meine wollenen Decken einzukuscheln; man konnte den Tierchen nicht böse sein und ließ sie, wo sie waren. Zu niedlich war es, wenn sie Eier zu futtern bekamen. Sie verstanden es sehr geschickt, das Ei gegen die Wand der Hütte oder gegen ein Tisch- oder Stuhlbein zu rollen, setzten sich dann auf die Hinterbeinchen mit dem Rücken gegen den festen Halt und schleuderten das Ei durch die Beine hindurch gegen diesen, daß es zerschellte. Dann machten sie sich vergnügt quietschend über den Inhalt her. Und es war ein Bild von unsagbarer Komik, wenn meine beiden jungen Marabus, die ich eines Tages selbst nahe beim Lager gefangen hatte, in der Nähe waren und sich mit philosophischer Ruhe und unsäglicher Verachtung das hastige Treiben der kleinen Mungus betrachteten. Mich hat es immer gewundert, warum die beiden nicht zu diesem Treiben auch noch den Kopf schüttelten, diese Gelehrten unter den Vögeln.

Gleich an einem der ersten Tage, nachdem mein Lager so einigermaßen hergerichtet war, hatte ich dann einen intelligenten Führer nach dem Tankanjikasee und hinüber nach Udjidji geschickt, einer Station, die ungefähr 14 Tagemärsche entfernt lag (einen Tagemarsch rechnet man zu 35 Kilometer ungefähr), um die für mich notwendige Verbindung mit der Außenwelt

herzustellen. So weit ab saßen für mich die ersten, die nächsten Europäer. Um mich herum wohnten nur Neger aller möglichen Stämme, die ganz und gar nicht verläßlich waren, denn die nächsten Regierungsstellen lagen ja in weiter, ach, so weiter Ferne. Und diese Entfernung nach Udjidji konnte auch nur ein einzelner Mann in Eilmärschen in der genannten Zeit überbrücken, mit einer größeren Karawanne brauchte man immerhin so an drei bis vier Wochen. In Zukunft bekam ich dann alle Lebensmittel die ich selber benötigte, auf diesem Wege, Kaffee Tee, Reis, vor allem Salz, Zucker, Mehl usw Daß dieser Weg nicht so ganz ungefährlich war, bekam ich auch zu spüren Eine dieser Verpflegungskarawanen ist spurlos verschwunden, sie war wohl über den See hinübergefahren, aber angekommen bei mir ist sie nie und alles Forschen nach ihr blieb vergeblich. Was sich hinter den Stirnen der umsitzenden Negervölker verbarg, die auf diesem langen Wege wohnten, war nicht zu enträtseln, an ihrem „sijui, bwana mkubwa" (ich weiß nicht, Herr) und ihrem Achselzucken scheiterte restlos jede Nachforschung. Auch bei meinen Handelsbestrebungen bin ich zuweilen in Dörfer gekommen, in denen die Neger sich mit einem eisernen Schweigen gegen alle meine Bestrebungen, nur Handel, Tausch mit ihnen betreiben zu wollen, stemmten. Ich war durchaus kein Neuling mehr im belgischen Kongo. Hatten vielfach die Schwarzen keinen Weißen bisher gesehen, so hatten sie doch schon alle von der Existenz solcher in ihrem weiten Lande gehört. Aber viele betrachteten die Weißen eben als Eindringlinge in ihr eigentliches Reich, die ihnen alles nehmen wollten, was sie hatten und wollten deshalb auch mit mir nichts zu tun haben Es kam auch vor, daß ganze Dörfer in die tiefen Wälder flüchteten wenn ich kam, und die Menschen sich ganz allmählich erst wieder einfanden, wenn sie merkten, daß ich nicht wich, ihnen nichts demolierte nichts wegnahm, sondern ganz still und ruhig inmitten ihres Dorfes Platz genommen hatte. Erst ganz allmählich gewann ich mir im Kongo das Vertrauen der Einwohner,

meist infolge irgendeines ärztlichen Kunststückes, das ich mit kühnem Entschluß probierte.

Nachdem ich mich dann in meinem Lager häuslich eingerichtet hatte, begann der Handel mit der Umwelt, vor allem die Suche nach dem kostbaren Elfenbein. Und tatsächlich, da brauchte ich wirklich nicht weit zu suchen. Es gab dort oben überall sehr viel Elfenbein. Mitunter waren die Häuser der Jumben, der Ortsschulzen, als Deckung gegen Sicht mit großen Zähnen umstanden und ich konnte vielfach gleich ganze Umzäunungen eintauschen.

Das bei weitem bevorzugteste Tauschmittel waren alte belgische Uniformen, von denen ich mehrere Kisten voll mit hatte. Aber auch alte, verrostete, ganz harmlose Revolver — ohne Munition natürlich —, Säbel und Käppis waren sehr begehrt. Bei der holden Weiblichkeit wurden die bunten Perlen, Tücher und Kupferringe für Hals und Handgelenke bevorzugt.

Tage-, oft wochenlang war ich unterwegs auf solcher Fahrt und von meinem Lagerplatz abwesend, auf dem während dieser Zeit mein Juma residierte. Aber auch in meiner Abwesenheit ist niemals meinem Lager und meinen zurückgebliebenen Leuten etwas passiert. Ich hatte mich wohl von Anbeginn meiner Tätigkeit hier oben durch die sichere Handhabung meiner Gewehre in den nötigen Respekt versetzt.

Insgesamt konnte ich während meiner Tätigkeit im Kongo sechs Karawanen mit Elfenbein zur Küste abrichten, die jede sechzig bis siebzig gute, starke Zähne transportieren Gegen das Ende meiner Zeit wurde es dann schon langsam weniger. Ich hätte dann eigentlich irgendwo anders hin wandern müssen und würde bestimmt auch weiter Erfolg gehabt haben, da aber kam der Rückmarschbefehl von Daressalam; man hatte sich an dem Versuch genügend orientiert, das Weitere lag nun bei Berlin Jedenfalls mußte ich zurück.

Ich lebte hier oben volle zehn Monate ein zwar arbeitsreiches, aber ein herrliches, freies Leben im Kreise meiner 250 Schwarzen. Was tat es, daß man langsam abriß und die Khakianzüge eine immer grö-

ßere Sorge meines Juma wurden; daß aus den schönsten Schnürstiefeln langsam Sandalen wurden, aus den Wickelgamaschen ein Nichts; daß Seife, Zahnpulver und Zahnbürste schließlich unbekannte Artikel wurden — am fernen Horizont stand ja die Kultur mit einem Übermaß an all diesen schönen Sachen, einmal würde man ja wieder dorthin gelangen, wo sie eine unbedingte Erforderlichkeit waren, hier hatte ich sie ja nicht so nötig, hier hatte ich ja keine Gesellschaften zu geben, und wenn mich die Jumben zu sich einluden, legten sie auf schwarze Hose und Dinerjackett keinen gesteigerten Wert. Repräsentation kam nirgends in Frage, wen ging es da schließlich etwas an, wie ich aussah, mich und meine Leute genierte es nicht. Die Hauptsache war die, daß der Tropenhut intakt blieb, der aber war aus Gummi und hielt das Jahr über durch.

So hatte ich hier bereits sieben lange Monate in Ruhe und Frieden gelebt, hatte ein einziges Mal Post von der Küste und aus der Heimat erhalten, ein paar Briefe und Zeitungspakete. Bücher besaß ich bereits lange nicht mehr, sie waren, ebenso wie die Zeitungen, nach Kenntnisnahme ihrer eigentlichen Bestimmung zugeführt worden. Langsam aber sicher hatte ich aus Mangel an Unterhaltungsgelegenheit und Lesestoff mein gutes Deutsch beinahe verlernt, redete dafür nur noch in allen möglichen fremden Zungen, war auch in meinen Manieren schon ein bißchen verniggert — da wurde ich urplötzlich an die Kultur erinnert und aus meiner Einsamkeit für Augenblicke in die „große Welt" zurückgerissen! Wenn ich heute an jene nun schon unendlich weit zurückliegenden Tage denke und mir jene Stunden vergegenwärtige, will es mir wie ein Traum erscheinen, den ich damals erlebte, genau wie ich damals anfangs gar nicht an die Wirklichkeit glauben konnte.

Wieder einmal saß ich ungefähr anderthalb Tagemärsche von meinem Lager entfernt bei einem Jumben und handelte mit ihm wegen Überlassung eines „Zaunes" Elfenbein. Plötzlich stand atemlos und aus

allen Poren seines schwarzen Felles schwitzend einer meiner Jungs vor mir und hielt mir auf dem bekannten Botenstöckchen einen barua, einen Brief, entgegen, nicht mal einen Brief in unserm Sinne, einen Zettel nur, aber etwas Unerhörtes. Diese Botenstöckchen, nebenbei bemerkt, waren drüben im Interesse der Sauberkeit der Briefe eingerichtet worden. Man kerbte ein Holz oben ein, steckte den betreffenden Brief in die Kerbe und schickte so den Boten auf die Reise. Der brave Bursche trabte damit durchs Land, tage-, wochenlang, steckte am Abend, wenn er sich in der Hütte irgendeines Genossen zu kurzer Ruhe niederlegte, das Holz mit dem barua seines bwana mkubwa vor seinem Lager in den Boden und hütete ängstlich den Erguß seines Herrn so lange, bis er ihn dem Empfänger aushändigen konnte. So kamen unsere Briefe stets in tadellosem Zustande an, und ich lernte diese afrikanische Briefzustellung außerordentlich schätzen.

Daß ein solchermaßen beförderter Brief nur von einem Europäer sein konnte, das war mir klar. Man wird sich aber mein Erstaunen vielleicht vorstellen können, als der Junge mir auf meine Frage antwortete: „Barua ya bibi ngeni" (ein Brief einer fremden Frau). Das liest sich hier so einfach, erscheint so einfach. Aber meine Leser werden es sich schwer vorstellen können, wie mir bei dieser Antwort zumute war, der ich seit sieben langen Monaten keinen Weißen, geschweige eine weiße Frau gesehen hatte. Nachdem ich meinen ersten Schrecken überwunden hatte, öffnete ich den barua und fiel vor Schreck fast um! Da schrieb mir in tadellosem Französisch ein weibliches Wesen, daß sie bei ihrer Durchquerung Afrikas auf mein Lager gestoßen sei, dort für sich und ihre fünfzig Mann eine dreitägige Ruhepause einlegen wollte und um Erlaubnis hierfür bat. Im übrigen sollte ich mich gar nicht durch sie in meiner Arbeit stören lassen!

Obwohl ich kein sonderlicher Frauenfreund war, dieses vom Himmel gefallene Weltwunder wollte ich mir aber doch nicht entgehen lassen, und sie hatte

beim Schreiben ihrer Zeilen sicherlich auch nicht damit gerechnet, daß ich wegbleiben würde Ich brach meine Verhandlungen mit dem Jumben unverzüglich ab und legte die Entfernung bis zu meinem Lager in genau der Hälfte der üblichen Zeit zurück. Ein kriegsmäßiger Eilmarsch ist ein Schneckentempo gegen das Tempo, mit dem ich nach Hause strebte. Und ich bedauerte hier zum ersten Male, daß ich mein Muli nicht mehr hatte, er hätte diesmal in einer Tour nach seinem Stall durchgehen dürfen: aber dessen Knochen versteinerten ja schon langsam in einem Fluß fernab.

Mein Lager stand buchstäblich Kopf, als ich eintraf. Wenn ich sonst nach tagelanger Abwesenheit nach Hause zurückkehrte, dann kam mir die ganze Gesellschaft schon immer singend entgegengezogen, allen stets weit voran mein Juma mit fliegendem Kanzu, den er wie einen Augapfel sonst hütete und nur zu solchen Gelegenheiten überwarf. Mir wurden sonst stets lange vor meinem Lager alle Einzelheiten, die in der Zwischenzeit vorgefallen waren, berichtet. Nichts von alledem heute, kein Mensch war weit und breit zu sehen. Endlich, ein Stück vor meinem Lager, kam Juma an, auch allerdings im Kanzu, aber die Ohren hingen ihm sichtlich tief und atemlos berichtete er mir, daß er nichts mehr im Lager zu sagen hätte, „die weiße bibi mache alles allein!" Der war also eingeschnappt und abgehängt! Die Hütten standen leer und verlassen, alles im weiteren Umkreis still.

Alles, alles war auf meinem Zeltplatz versammelt, auf dem sich neben meinem bereits arg von der Sonne gebleichten Zelte ein stattliches zweites erhob mit weitgespanntem Sonnensegel (das Sonnensegel meines Zeltes war längst zu irgendwelchen anderen Zwecken verarbeitet worden, längst nicht mehr vorhanden!). Und über dem zweiten Zelt wehte in lustiger Konkurrenz zu meinem Kreuz des Südens die russische Flagge.

Und vor ihrem Zelt saß in bequemen Korbstuhl (!) vor einem weißgedeckten Tischchen (was es doch so

alles draußen in der Welt gab!!) „Sie"! Als erstes ging mir damals durch den Kopf: Weiß der Himmel, was Frauen doch alles für unumgänglich notwendig halten, und wie mögen sie das transportieren! Eine bildhübsche Frau, in tadelloser Aufmachung, daneben ich im verdreckten und geflickten Khakianzug, unrasiert seit Tagen natürlich — schade, daß kein Maler da war, das Bild hätte ich zu gerne festgehalten! Als wenn wir einander seit Jahren kannten, so war die Begrüßung: lustig, ungezwungen und herzlich, und alle meine Abneigung gegen das weibliche Geschlecht war verweht wie Spreu vor dem Winde! Eine russische Tänzerin, der die Laune danach stand, mit dem Gelde ihres russischen Großfürsten einmal eine Reise durch Afrika zu machen, von Kapstadt kam und nach Kairo wollte. Vorweg genommen: sie hat die Tour auch glänzend geschafft, wie mir später eine Karte aus Kairo meldete, die ich nach vielen Monaten in Tanga erhielt. Na, ich bin selbst niemals zag gewesen im Wagen, aber hier stand mir zunächst doch der Verstand still! Fünfzig Boys und Träger hatte sie bei sich. Ein glänzendes System für ihre lange Reise und das Fortschaffen aller unterwegs erbeuteten Trophäen hatte sie sich zurechtgelegt, und dieses System funktionierte auch! Was sie unterwegs erbeutete, das wurde an jedem größeren Platze unter Führung eines ihrer verläßlichen Leute mit neu angeworbenen Trägern nach irgendeinem Küstenplatz geschafft und von dort aus durch irgendwelche Europäer, die sie gar nicht kannte, nicht einmal dem Namen nach, nach Hause, nach Petersburg, geschickt. Und es fand sich stets eine Firma, die die Träger entlohnte und die Sachen verschickte. So war sie selbst stets denkbar wenig belastet, das System hat sich bis zum Schluß glänzend bewährt. Sie führte über alle Transporte genau Buch und schrieb mir später aus Petersburg, daß nichts gefehlt habe, alles sei tadellos angekommen. Wieder ein Beweis dafür, wie weit man sich tatsächlich doch auf die Schwarzen verlassen konnte, denn deren Verdienst in erster Linie war es doch, daß die Sachen zur Küste gelangten. Um

die Jagdtrophäen, die sie damals noch im Lager bei sich hatte, habe ich die Frau maßlos beneidet. Es waren herrliche Gehörne dabei, selbst ein paar prächtige Elefantenzähne. Sie versicherte mir bei diesen allerdings, mit einem listigen Blinzeln in ihren schönen Augen, daß sie diese aber gekauft hätte! Denn einen Jagdschein auf Dickhäuter hatte sie natürlich nicht. Aber ich war ja nicht Polizei! Leopardendecken, Löwendecken und unglaublich viel anderes. Und die kleinsten Stücke sind es nicht gewesen, denen alle diese Trophäen ursprünglich erb- und eigentümlich waren! Als wenn gerade dieser Frau nur das ausgesuchteste Wild vor den Lauf gekommen wäre.

Drei lange Tage saß sie bei mir nach meiner Rückkehr. Sie brachte mit Hilfe ihrer Jungs und eigener Geschicklichkeit ihre und auch gleich meine Sachen in Ordnung, hat mir manchen Rock und manche Hose geflickt und meiner gekränkten Leberwurst, dem Juma, viele Fingerzeige gegeben, nachdem er sich auf vieles Zureden von mir mit ihr ausgesöhnt hatte. Trotzdem hat der gute Junge in diesen Tagen wohl in mir einen Irren gesehen. Er hatte in all den Jahren, die wir nun schon miteinander lebten, seinen Herrn niemals in so engem Zusammensein mit einer weißen Frau gesehen, er hatte mich immer nur in Gesellschaft von Männern erlebt, gewußt, daß ich in erster Linie für meine Schwarzen da war. Nun auf einmal war das ganz anders geworden, ich kümmerte mich um nichts und gar nichts, als nur um diese weiße Frau. Ja, ich hatte in diesen Tagen meinen ganzen Frauenhaß zutiefst in meine Geldkassette eingeschlossen und habe nur in „Kultur, Anstand und Sitte" gemacht. Ich habe mich verdammt gebildet französisch unterhalten, eine andere Sprache hatten wir nicht gemeinsam. Ich habe beim Essen Messer und Gabel gebraucht, als hätte ich nie gewußt, daß man ein Hühnerbein viel besser benagen kann, wenn man es in den Händen hält. Ich ließ die weißen Anzüge aus den Blechkoffern nehmen und bin nur in Weiß herumgelaufen, zum maßlosen Erstaunen meiner Leute, die mich in solcher Aufmachung noch gar nicht gesehen hatten. Und ebenso hatte sich schließlich mein Juma in Wichs geworfen und lief herum, als wenn er an der Küste einen Urlaubstag verlebte (und standen wir uns im Zelte allein gegenüber, Juma und ich, dann grinsten wir beide uns nur spitzbübisch an, wie wir uns doch so verändert hatten!). Und ich habe in diesen Tagen alle Getränke wieder einmal aus Gläsern von „ihr" genossen und meine braven zerbeulten Blechgefäße beiseitestehen lassen. Drei Tage lang führten der Koch und der Leibboy der bibi die Messegeschäfte, und meine Kerls hatten Pause. Mit meinen Vorräten war kein Staat zu machen, aus Ölsardinen, totem Missionar (corned beef), mageren Hühnern und ranziger Butter ließ sich schlecht ein den Tagen entsprechendes fürstliches Diner bereiten, wenn alle diese Sachen auch für mich nur Feiertagsangelegenheiten waren. Was aber alles in den Küchenkisten dieser Frau war, das war ungeheuerlich — aber es hat mir geschmeckt, so, wie mir diese drei Tage des Beisammenseins mit dieser Frau überhaupt geschmeckt haben! Wirklich zauberhaft waren die Abende, wenn wir zwei am Lagerfeuer saßen, das nun noch einmal so hoch loderte, weil plötzlich mehr Holz herangeschafft wurde, ohne daß ich den Befehl dazu gegeben hatte, wenn die Schwarzen zur Ruhe gegangen waren und nur die wenigen persönlichen Boys auf leisen Sohlen uns bedienten, die weite Tropennacht mit ihrer ungeheuren Schwere uns restlos abschloß gegen die Außenwelt. Dann starrten wir wohl minutenlang in tiefem Schweigen hinauf in die Sternenpracht und hingen unseren Gedanken nach, die bei ihr wohl den weiten, weiten Weg nach Rußland gegangen sein mögen, während die meinen nur dem Wunder nachsannen, das mir widerfahren war.

Und schließlich habe ich pflichtvergessener Kongohändler die bibi noch zwei Tagereisen weit begleitet, als sie doch endlich weiterziehen mußte.

Dies ist die einzige Abwechslung gewesen, die ich im Kongo gehabt habe, die Erinnerung hielt wochenlang vor, und erst ganz allmählich verschwanden die

weißen Anzüge wieder in den Blechkoffern, kamen die zerbeulten Blechgefäße wieder zur Geltung, verniggerten wir wieder ein bißchen, und Elfenbein war wieder Trumpf.

Einmal in jeder Woche wurde auf Jagd gegangen, um frisches Fleisch für unser aller Haushalt zu schießen, was stets ein Festtag für das ganze Lager war. Die Gegend war außerordentlich wildreich, und ich nahm prächtige Erinnerungsstücke an Gehörnen und Decken mit, als ich nach diesen wunderbaren zehn Monaten wieder zur Küste zurückkehrte. Leider hat mir der Krieg, der mich auf Europaurlaub in der Heimat erwischte, alles genommen, denn meine sämtlichen Sachen waren drüben zurückgeblieben, weil ich ja hatte wiederkommen wollen. Wer weiß, welches Zimmer heute mit meinen Trophäen geschmückt ist. —

Die Rückreise vollzog sich dann, als meine Gesellschaft mich zurückrief, über den Tanganjikasee und Udjidji-Tabora mit der Mittellandbahn nach Daressalam. Sie verlief bis auf einen kleinen Zwischenfall in Ussoke glücklich.

Damals lag die Gleisspitze der Mittellandbahn in Ussoke, und hier stieß ich zum ersten Male nach zwölf langen Monaten der Einsamkeit und des Abgehängtseins von aller Kultur auf ihre Schienenstränge und die selbstlaufenden Lokomotiven! Hier mußte ich gleich erleben, daß ich nicht mehr ein Alleinherrscher war, sondern in die Allgemeinheit überglitt. Hier wurde ich wieder zu einem Nichts, war nicht mehr als jeder andere Europäer! Und die Eisenbahn, die ich solange nicht gesehen hatte, war mir als etwas ganz Neues wiedergeschenkt. Zwar lief ich nicht vor der prustenden Lokomotive und ihrem Anhang davon, wie weiland die Anlieger der Eisenbahnlinie Nürnberg—Fürth, aber ich war doch wie ein Kind in den Anblick der Maschine versunken, die mehrmals rangierend an mir vorüberbrauste mit den Waggons, die meine Lasten und meine Jungs schon geladen hatten, als Anhängsel. Der Lokomotivführer hatte mir wohl mehrfach etwas zugerufen, aber das hatte ich gar nicht beachtet, ich

hatte mich mit ihm ja auch gar nicht „unterhalten" wollen, ich war viel zu menschenfremd geworden, als daß ich nun gleich große Auseinandersetzungen gesucht hätte. Ich schaute nur immerzu der Lokomotive zu. Da — kam der ganze Train auf einmal nicht mehr in die Station zurück, sondern brauste ohne mich zur Küste hinunter. Wahrscheinlich hat der Lokomotivführer mich für einen leicht von der Sonne angebrannten Irren gehalten, der hier oben Wurzeln schlagen wollte, und glaubte, mir diese Absicht nicht verderben zu dürfen.

Zwei volle Tage saß ich hier nun fest, ohne Boys, ohne alle Sachen, und mußte warten, bis andern Tags der Gegenzug heraufkam und mich dann am nächsten Tage mitnahm. Ich aber stieg, trotz allen Protestes des Lokomotivführers, sofort, als er hielt, in den Waggon ein und war durch kein gütliches Zureden zu bewegen, auszusteigen und, wie die anderen Europäer, die Nacht noch an Land zuzubringen.

Es gab ein mächtiges Hallo, als ich in Daressalam ausstieg. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen! Aber ich nahm nichts übel, und alle Anulkereien prallten restlos an mir ab.

Die allerschönsten Tage meiner ganzen Afrikanerzeit waren zu Ende gegangen.

In Portugiesisch-Ostafrika nach dem Weltkriege

Es ist eine bekannte Tatsache, daß kein Afrikaner die Sehnsucht nach jenen fernen Tropenländern unterdrücken kann, in denen er einmal lange Jahre gelebt hat, und wenn sie ihm wirklich zur zweiten Heimat geworden sind. Mag er sich in der alten Heimat auch wirklich wieder gut zurechtgefunden haben, mag die Existenz, die er sich mit den drüben ersparten Geldern daheim vielleicht geschaffen hat, noch so glänzend und aussichtsreich sein, er wird trotzdem sofort alles wie-

der über Bord werfen und hinausgehen, sowie sich ihm die Möglichkeit dazu bietet, und sollte er gleich wieder ganz von vorn anfangen müssen.

Mich hatte der Weltkrieg in Europa überrascht, als ich nach vierjähriger Afrikanerzeit zu einem kurzen Erholungsurlaub in der Heimat weilte. Ein reiner Zufall nur war es gewesen, daß ich noch daheim war, als der Krieg ausbrach. Mein Urlaub war abgelaufen, und ich hätte eigentlich bereits wieder auf dem Wege nach drüben sein sollen. Lediglich das Verlangen, die bereits scharf zugespitzen Ereignisse auf dem Parkett der hohen Politik aus unmittelbarster Nähe noch ein Weilchen verfolgen zu können, hatten mich veranlaßt, um Nachurlaub bis zum nächsten Dampfer einzukommen, der mir auch gewährt worden war. Und an dem Tage, da dieser nächste Dampfer nun eigentlich von Neapel hätte abfahren sollen, saß ich bereits vor Longwy und machte mein Sturmgepäck zum Angriff auf die Festung fertig. war ich auf Jahre hinaus eine ganz kleine Figur auf dem großen Schachbrett des Weltkrieges geworden Der Traum von Afrika war zunächst ausgeträumt. Ich habe mir dann die allergrößte Mühe gegeben, auf dem Umwege über das deutsche Truppenkontingent, das mit der türkischen Armee zusammen sich den Weg zu Lettow-Vorbeck erkämpfen wollte, den in Ostafrika heldenhaft kämpfenden alten Kameraden ein Helfer zu werden um das, was wir unter Einsatz unserer ganzen Kraft und unserer Person aus dem Nichts geschaffen hatten. Leider vergeblich; die deutsch-türkische Armee kam nicht weiter als bis zum Suezkanal, ich selbst nur noch bis Jerusalem.

Nach dem Kriege war es mir aber in der Heimat sehr rasch wieder gelungen, zu einer neuen Stellung zu kommen. Fleiß, Ausdauer und zäher Wille hatten mich innerhalb dreier Jahre rasch vorwärts gebracht, und ich saß in glänzenden Verhältnissen.

Da kam eines schönen Tages, ohne alle Vorbereitung, von meiner alten Gesellschaft, mit der ich natürlich in brieflicher Verbindung geblieben war, eine Mitteilung, daß sie sich wieder in Portugiesisch-Ostafrika angekauft

hätte, und die Anfrage, ob ich Lust hätte, wieder mit hinauszugehen. Portugiesisch-Ost war für mich Neuland, gänzlich unbekanntes Gebiet, fremde Negerstämme, fremde Sprachen. Aber ohne jedwedes Besinnen warf ich Stellung und alles andere über den Haufen! Übermächtig brach die Sehnsucht nach drüben in mir durch. Nichts konnte mich mehr halten, und ich zog mit einigen alten Kameraden der Vorkriegszeit wieder hinaus in eine neue, wieder unbekannte Welt.

Acht Tage nach Eintreffen der Anfrage meiner Gesellschaft aus Berlin saß ich bereits auf dem Dampfer und ließ mit den im Wasser versinkenden Lichtern Hamburgs die Heimat für lange Jahre wieder hinter mir. Ich war unsagbar zufrieden mit meinem Geschick, das mich wieder hinausführte in das zwar einsame, aber herrliche Leben tropischer Unendlichkeit.

Die Zeiten waren damals, 1923, dort draußen noch ganz ungewiß. Man haßte uns Deutsche überall wie die Pest, und daß dort draußen in dem Besitz eines der Feindbundstaaten für uns kein Zuckerlecken sein würde, war mir durchaus klar. Klar war mir auch, daß die Menschen um mich herum in der Heimat mich absolut nicht verstanden. Aber ich konnte es ihnen nicht auseinandersetzen, was mich zutiefst bewegte und mich so zu handeln zwang, wie ich es tat, denn für dieses unendliche Sehnen nach Afrika gab es so wenig Worte, wie es ein Verstehen bei Nichteingeweihten gab.

Die großen deutschen Kolonialgesellschaften konnten und wollten sich nach Kriegsende nicht damit abfinden, daß man ihnen mit den verlorenen deutschen Kolonien jede Betätigungsmöglichkeit genommen hatte, sie suchten und suchten so lange, bis sie eben doch wieder eine solche fanden, die Möglichkeit zu deutscher Pionierarbeit zu Nutz und Frommen für die Heimat.

Auch meine alte Gesellschaft fand nach langem Suchen in den unerschlossenen Gebieten von Portugiesisch-Ostafrika einen Anknüpfungspunkt, wo sie, wenn auch unter fremder, neutraler Flagge, ihre alten Beamten zu neuer Tätigkeit ansetzen konnte. Und wir Alten

waren ungeheuer stolz darauf, wieder auf Vorposten gestellt zu werden!

Zwischen Beira und Mozambique liegt ein ganz kleiner Hafenplatz, Angoche, der von den tiefgehenden Hauptdampfern nicht angelaufen werden konnte. Um ihn zu erreichen, muß man in Beira oder Mozambique einen der kleinen Küstendampfer besteigen, der mit seinen lächerlichen 1000 Tonnen Wasserverdrängung in der Lage ist, dort anzulegen. Im Hinterland dieses kleinen Hafenplatzes, zwei Tagemärsche von der Küste entfernt, lag ein Riesentalkessel, die Matadane genannt, ein Gebiet von 55 000 Hektar. Dieses Gebiet war von unserer Gesellschaft erworben worden.

Als ich 1923 dorthin kam, waren in diesem Busch- und Urwaldgebiet bereits fünf einzelne Pflanzungen im Entstehen, vier von ihnen sollten Sisal tragen, auf der fünften standen bereits Kokospalmen; alle waren weit voneinander entfernt und zunächst nur mit wenigen Deutschen besetzt. Auf der Pflanzung Mpago, wohin ich kam, saßen bereits zwei Deutsche, die ich aus der Vorkriegszeit her ebenso kannte wie die übrigen, die auf den anderen Pflanzungen schon tätig waren.

Die Pflanzung Mpago hatte bereits einmal Atem der Kultur gespürt. Engländer, die einstigen Besitzer der ganzen Matadane, hatten hier versucht, etwas zu erreichen. Sie hatten eine Kautschuckpflanzung anlegen wollen, nachdem sie anfangs von hier aus, als dem ungefähren Mittelpunkte ihres Riesenbesitzes, versucht hatten, Lianenkautschuk zu gewinnen, der hier nach Angaben von Portugiesen angeblich in Riesenmengen vorhanden sein sollte.

Einer nach dem andern der alten Ostafrikaner fand sich hier in der Matadane ein. Es dauerte gar nicht lange, da saßen dort unten in der weltverlorenen Ecke fünfzehn Deutsche, von den Portugiesen mit Respekt nur „Lettowleute" genannt, obwohl nicht alle von uns den Vorzug gehabt hatten, in seiner Truppe für die neue Heimat kämpfen zu dürfen.

Als ich 1923 nach Mpago kam, hatten die beiden dort sitzenden Kameraden bereits 150 Hektar Sisal unter

Kultur gebracht und „Sisal" blieb für diese Pflanzung die Parole.

Zu uns gehörte auch noch die einen Tagemarsch entfernte Kokospflanzung Melulla, die zwar ein massives Europäerwohnhaus, aber keinen eigenen Beamten hatte. Diese Pflanzung war der schlechteste Fleck unseres ganzen Besitzes und konnte trotz einer mit ungeheuren Kosten eingebauten künstlichen Bewässerungsanlage, die von dem tief unten vorüberfließenden Fluß das Wasser auf die hochgelegene Pflanzung pumpte, nicht nutzbringend gestaltet werden. Die von den Engländern gepflanzten Palmen standen einmal auf Sand, zudem lag die Pflanzung an sich zu weit vom Meere ab, und die Palmen brauchen nun einmal zu ihrem Fortkommen den salzhaltigen Seewind ebenso dringend wie Wasser; deshalb verlohnte es sich nicht, einen Europäer hierher zu setzen. Wir mußten die Sache von Mpago aus mit bewirtschaften und hatten in Melulla nur einen schwarzen Aufseher mit einer geringen Zahl von Arbeitern. Die übrigen Pflanzungen in unserem Gebiet lagen 1923 räumlich noch weit auseinander, zwischen ihnen allen dehnten sich Busch und Urwald. Als ich Ende 1926 nach Hause fuhr, stießen zwei Nachbarpflanzungen aber bereits an unsere Pflanzung an, so weit hatten wir uns alle ausgedehnt. Zwei Pflanzungen waren auf 2000 Hektar, die dritte auf 1500 Hektar gewachsen, alles, alles Agaven, nichts weiter als diese stachligen Gewächse.

Hier in Mpago war ich nun in erster Linie Pflanzer, erst in zweiter Linie Kaufmann. Außerdem war ich Arzt, Ziegelmeister, Baumeister! Ich baute Häuser, Brücken, Wege, kurzum, ich war der erste Assistent dieser Pflanzung und mußte mich als solcher mit allen diesen Berufen befassen und irgendwie mit ihnen fertig werden. Mitunter machten einem diese verschiedenartigen Berufe ja arge Kopfschmerzen, aber ich sah in allen diesen Schwierigkeiten eben ein Etwas, das überwunden werden mußte und das ich auch stets überwunden habe.

Als unsere Pflanzung dann von Monat zu Monat

wuchs, wuchs naturgemäß auch die Zahl unserer Arbeiter, und ihre Zahl war von 300 Mann bei meinem Eintreffen auf 3000 Mann bei meinem Weggang angewachsen, wohlgemerkt täglich. Eine solche Menge zur Arbeit richtig einzuteilen, sie in jeder Hinsicht zu betreuen, war nicht so ganz einfach. Die Leute mußten verpflegt werden, und die dazu erforderlichen Naturalien kamen meist von weit her. Die tägliche Ausgabe der Verpflegungsraten, deren Menge und Art von der Regierung genau vorgeschrieben waren (für uns Deutsche nur, die portugiesischen Pflanzer konnten das halten, wie sie wollten!) — oft genug kamen die Postenchefs zur „Kontrolle" zur Verpflegungsausgabe —, erforderte ebensoviel Umsicht, wie die Einteilung der vielen Menschen zur Arbeit, wenn sie frühmorgens um 5 Uhr auf dem weiten „Exerzierplatz" vor dem Bureau antraten. Die Leute mußten ihre Dörfer haben, da sie ja nicht aus unmittelbarer Nähe waren, sondern von weit her kamen, nur drei Monate blieben und dann durch neue Kolonnen ersetzt wurden (man wollte dadurch vor allem vermeiden, daß die Leute mit uns zu warm wurden!). Um das Ungeziefer und Sonstiges, was sich im Verlaufe dieser drei Monate in den Dörfern angesammelt hatte, gründlich zu vernichten, wurden die alten Dörfer dann verbrannt und neue an anderer Stelle errichtet. Je fünf Mann bekamen immer eine Hütte; hatte aber einer der Burschen seine Weiber und Kinder mitgebracht, wurde dem auch von uns Rechnung getragen, und je zwei Familien bekamen eine besondere Hütte. Eine Arbeiterkolonne, die wir von der Regierung bekamen, war stets 500 Mann stark, also ein Dorf für diese Menge Menschen hatte schon immer eine beträchtliche Anzahl von Hütten und eine große Ausdehnung. Waren diese Hütten auch keine Dauerwohnungen, so erforderte ihr Aufbau doch immerhin mehrere Tage Zeit. Dies war die erste Arbeit, welche geleistet werden mußte, dann erst konnte man die Leute zur Arbeit verwenden.

*

Es wird interessieren, wie eine Kautschukpflanzung entstand und wie man den Gummi gewann.

Allem voran geht das Roden des Busches oder des Urwaldes, wenn man sich darüber klar geworden ist, wo man seine Pflanzung anlegen will und man das Land von der Regierung erworben hat. Dieser Vorgang ist für jede Kulturart der gleiche, sei es nun Kautschuk, Sisal, Kaffee, Tabak oder Baumwolle.

Mit großen Arbeiterkolonnen wird der Busch heruntergeschlagen, nachdem man ihn vorher mit Meßketten und Bussole genau aufgestellt und in gleich große Blocks eingeteilt hatte. Mit Axt und Buschmesser geht man heute noch, wie früher, den riesigen Waldbeständen zu Leibe. Alles wird direkt über dem Erdboden abgeschlagen. Die Wurzelstöcke bleiben im Erdboden stecken, zur Entfaltung kann nichts mehr in Zukunft kommen, da ja späterhin dauernd Reinigungskommandos die Pflanzung planmäßig durchziehen und sauber halten. Wäre letzteres allerdings nicht der Fall, dann hätte die Natur innerhalb eines halben Jahres die Arbeit der Rodung illusorisch gemacht, die Wurzelstöcke würden mit ihren Trieben einen neuen Wald wieder entstehen lassen. Diese laufende Reinigungsarbeit ist trotzdem billiger, als wenn man die stets sehr tief sitzenden Wurzelstöcke roden würde. Da ja bei uns drüben nicht gepflügt werden braucht, sind sie auch nicht im Wege.

Auf Pflanzungen der großen Gesellschaften macht man diese Blocks meist 10 Hektar groß. Ein solches Stück ist verhältnismäßig rasch zusammengeschlagen, man könnte fast sagen, die Eingeborenen fressen sich in den Wald hinein. Es war dabei immer ganz interessant, festzustellen, welche Aufseher die tüchtigeren waren, denn die Leute dieser kamen bei der Arbeit stets sehr rasch voran, während die anderen immer bis in den tiefen Abend hinein arbeiten mußten, Akkordarbeit.

Runtergeschlagen wurde alles bis auf die eisenfesten Hölzer, die in den nächsten Tagen von besonderen Kolonnen herausgeschafft und zur Fabrik trans-

portiert wurden, wo man sie zu Balken und Brettern verarbeiten ließ. Sie waren ein kostbarer und rarer Artikel, der aber der Termiten wegen für unsere Häuserbauten unbedingt erforderlich war. Diese Hölzer allein widerstanden auch ohne Imprägnierung dem gefräßigen Kleintierzeug.

War so ein Block nun zusammengeschlagen, dann blieb er ein paar Wochen liegen, bis alles salztrocken war, inzwischen wurden neue Blocks in Angriff genommen, bis der nächste Bedarf an Kulturland gedeckt war. Man wartete einen Tag mit günstigem Winde ab und zündete den Block an einer Ecke vor dem Winde an. Mit donnerndem Getöse wälzte sich das Flammenmeer dahin, an eine Verständigung von Mann zu Mann ist gar nicht zu denken, denn das Platzen der Stämme und Hölzer verursacht einen ungeheuren Lärm. Was in einem solchen brennenden Schlag an Wild, Raubzeug und sonstigem Ungeziefer sich noch vorfindet, ist unbedingt verloren, es kann dem Flammentode nicht entrinnen. Die dem eigentlichen Feuer voranlaufende Glut hat schon vor dem Eintreffen der Flammen allem den Garaus gemacht. Es ist ein wilder, aber wunderbarer Anblick, wenn so auf einmal ein paar hundert Hektar abbrennen, und kein Mensch kann sich davon eine Vorstellung machen, der es nicht selbst einmal mit erlebt hat. Besonders eindrucksvoll gestaltet sich das schaurig-schöne Schauspiel in tiefer Nacht. Weithin sieht man die brennenden Flächen. Aus den Teilen, über die das Feuer schon hinweggebraust ist, leuchten noch wie riesenhaften Fackeln die besonders großen Bäume, die man einfach der Rinde entkleidet hatte, weil ihr Fällen zu umständlich gewesen wäre, und mit denen das Feuer nun etwas länger zu tun hat, bis auch sie in Asche zerfallen.

Im allgemeinen ist das Holz drüben nicht viel wert, viel zu weich, und gerade gut genug, um als Feuerholz verwendet zu werden. Bis auf Ebenholz und einige wenige andere feuerfeste Hölzer, die aber, wie bereits oben gesagt, besonders herausgeholt wurden,

wenn man auf sie stieß bzw. wenn sie von unsern Holzsuchern, deren Beruf dies war, gefunden worden waren. Es ist mit den Bäumen drüben ganz eigenartig; sie sehen im Leben enorm wiederstandsfähig aus, sind bis zu dreißig Metern hoch und haben über der Erde meist einen ganz anständigen Umfang. Besonders fiel mir da stets ein Baum auf, den man sehr häufig antraf, der durch Art und Ausmaß schon ins Auge fallen mußte. Er überragte alle anderen Bäume um ein Beträchtliches, hatte einen ganz glatten Stamm bis unter die riesenhafte Krone, die Rinde war von weißlichgrauer Färbung, und über der Erde hatte er einen Umfang von 5 bis 6 Metern, also doch schon immerhin ein ganz anständiger Bursche. Wegen der tadellos glatten und weithin leuchtenden Rinde wurden diese Bäume von uns immer gern als Scheiben benutzt, man ließ sie beim Abholzen wohl auch aus diesem Grunde meist stehen, denn ihre Krone saß so hoch, daß sie keinen das Wachsen behindernden Schatten abgab und es auf dieses kleine Fleckchen im Verhältnis zu den Riesenausmaßen der Pflanzung schließlich nicht ankam. Wenn aber ein solcher Riese gefällt wurde, zwischendurch einmal im Busch, ohne daß der Busch hinterher abgebrannt wurde, dann sah man vier Wochen später vielleicht an der Umgebung noch die Stelle, wo er im Fall alles zerschlagen hatte, von ihm selbst aber aber war nichts mehr zu sehen. Er war infolge seiner Weichheit restlos zerfallen, und die Ameisen und sonstigen Tiere hatten die Reste auf der Suche nach Käferlarven vollkommen auseinandergetragen. —

Wo vor kurzem sich üppiger Urwald noch breit gemacht hatte, lag nach dem Abbrennen eine öde, schwarze Fläche. Noch nicht restlos verbrannte Stämme wurden zusammengetragen, neu mit Unterholz versehen, und das Ganze nochmals angezündet. Dann erst ist eine solche Fläche frei für den Anbau der Kulturen.

So ist der Anfang einer jeden Pflanzung, ganz gleich welcher Art das Produkt ist.

Bei einem solchen Brande habe auch ich einmal zu

spüren bekommen, wie einem vom Feuer gehetzten Wilde zumute sein muß. Wir hatten wieder eine Fläche fertig zum Brand. Der Leiter und ich gingen hinaus, um die Sache zu beaufsichtigen. Unglücklicherweise trafen wir aber auf die falsche Ecke bzw. in der Zwischenzeit hatte sich der Wind gedreht und wehte nun plötzlich aus anderer Richtung, als wir daheim festgestellt hatten. Das geht drüben mitunter sehr rasch und kommt ganz unvermutet, mit solchen Überraschungen hat man stets zu rechnen. Passiert dies einmal, wenn eine Fläche bereits brennt, dann kann trotzdem nicht viel passieren, denn eine jede solche brandfertige Fläche wird mit einem 25 Meter breiten Sicherheitsgürtel umgeben, der sehr sorgfältig gesäubert wird, bevor man den Schlag anzündet. Einen solchen Gürtel kann das Feuer nicht überspringen. Damals wäre aber der Umweg bis zu der richtigen Ecke sehr erheblich gewesen, außerdem war es bereits spät am Nachmittag und wir mußten uns eilen. Was man sich drüben einmal in den Kopf gesetzt hat, daran hält man stur fest: die Fläche mußte heute brennen!

So machte ich mich denn mit einem Aufseher zusammen querbeet auf den Weg nach der anderen Seite, über den abgeschlagenen Busch hinweg, eine tolle Turnerei. Alle Augenblicke verschwand ich mal ganz oder teilweise im lose liegenden, salztrockenen Buschwerk, riß mir Khakianzug und Haut kaputt, krabbelte wieder heraus, turnte weiter mit Hilfe des Schwarzen. Aber solche Sachen regten einen nicht mehr groß auf, an Strapazen jeder Art war man gewöhnt, und der in Strömen den Körper herunterrieselnde Schweiß störte einen auch weiter nicht.

Wir waren fast am Ende unseres interessanten Weges, es trennten uns von der breiten Schneise vielleicht noch 100 Meter, als wir es plötzlich hinter uns krachen hörten. „Moto! Moto!" (Feuer, Feuer) schrie entsetzt mein Begleiter. Aber es hätte seines Ausrufes gar nicht bedurft, ich wußte bereits selbst, was los war, daß das Feuer hinter uns herkam! Mein Aufseher

war mir gegenüber bedeutend im Vorteil, er war ohne behindernde Schuhe, konnte außerdem, wie alle Schwarzen mehr oder weniger, klettern, springen, laufen wie ein Affe. Ihm wäre es ein Kleines gewesen, sich in wenigen Augenblicken über das noch vor uns liegende Stück hinwegzuretten. Da zeigte sich aber wieder einmal die Treue der Neger. Obwohl er grau vor Angst und Schreck vor dem Kommenden war, blieb er bei mir und half mir bei der überstürzten Flucht immer wieder auf die Beine, aus jeder Versenkung, in die ich brach, riß er mich heraus und vorwärts, der ich eben durch Stiefel, Anzug und Büchse wesentlich behindert war. Ich hatte beim Bemerken der Gefahr einen kurzen Augenblick gezögert, um festzustellen, warum die Sache eigentlich schon brannte — ein an sich irrsinniger Gedanke, aber so war man drüben, man ging auch in Augenblicken der Gefahr nicht ohne weiteres an Dingen vorüber, die man sich nicht erklären konnte —, das wäre mir beinahe zum Verhängnis geworden.

Das Feuer kam mit unheimlicher Geschwindigkeit hinter uns hergebraust, und obwohl es noch viele hundert Meter entfernt war, spürten wir doch schon seinen heißen Atem und sein Greifen nach uns beiden armen Menschenkindern, die wir hier um unser bißchen Leben rannten, stürzten, wieder aufsprangen und weiterhasteten. Wie wir damals davongekommen sind, konnte ich hinterher eigentlich nicht so recht sagen. In jedem Falle hatte ich aber mein Leben einzig und allein der Treue und Hilfsbereitschaft meines Aufsehers zu danken. Wie viele Minuten vor den heranrasenden Flammen wir die rettende Schneise erreicht hatten, weiß ich auch nicht mehr, wir waren zwar noch nicht angeröstet, aber die Haare waren versengt und das Khakihemd — und damit auch das darunterliegende Fell! — hatte große Brandlöcher von den glühenden Holzteilchen, die das Flammenmeer vor sich hergejagt hatte. Es war ein Rennen auf Leben und Tod gewesen!

Und was war nun eigentlich geschehen, wie hatte

die Geschichte kommen können? Spielerei der Begleiter des Leiters, auf die dieser nicht geachtet hatte. Ihrem Spieltrieb war es schließlich doch gelungen, den Brand an jener Stelle zu entfachen, der dann nicht mehr aufzuhalten war. Kismet! —

Kaum ist das Feld einigermaßen ausgekühlt, treten die Absteck- und gleich hinterher die Pflanzkolonnen in Tätigkeit. Kautschuk wurde in 5 Meter Abstand und gleichem Zwischenraum gepflanzt. Die jungen Bäumchen waren in Saatbeeten vorgezogen worden und waren nun beim Auspflanzen bereits 40 Zentimeter hoch.

Es wurden zuerst genau mit Meßketten kleine Stöckchen in die Erde gesteckt — der Deutsche ist eben in allen Dingen gründlich und militärisch veranlagt! —, dann brauchten die nachfolgenden Pflanzkolonnen nur noch an die Stelle der Stöckchen die kleinen Pflanzen zu setzen. Das geht alles rasend schnell, und in wenigen Tagen ist solch ein Riesenkomplex bepflanzt. Es muß nur kurz vor der Regenzeit geschehen, sozusagen erst in dem Augenblick, da man den Regen schon riecht, denn sonst würden die Pflänzchen ja rasch wieder vertrocknen und alle aufgewendete Mühe wäre vergeblich gewesen.

Mit dem Ende der dreimonatigen Regenzeit sind die Pflänzchen dann genügend eingewurzelt, schon recht tief in den Schoß der Mutter Erde eingedrungen, so daß die nachfolgende lange Trockenperiode ihnen nichts mehr anhaben kann.

Aber erst nach Verlauf von sechs Jahren ist eine Kautschukpflanzung ertragfähig, also zapfreif. Dann haben die Stämme eine Höhe von 2 bis 4 Meter und eine Stärke von 10 bis 15 Zentimeter im Durchmesser, so daß man sie unbedenklich zapfen kann. Mit besonders konstruierten krummen Messern wird von geschulten Negern die Rinde angeschnitten, nachdem der Stamm vorher gesäubert worden ist. Dies Zapfen geschieht in ganz bestimmter Weise von oben nach unten, es darf nicht zu tief geschehen, andererseits wieder tief genug, und es gehört schon eine gewisse

Fertigkeit und ein gewisses Fingerspitzengefühl dazu, damit der Baum einerseits nicht leidet und andererseits hergibt, was er hergeben kann. Aus den Schnitten strömt der milchig-weiße Saft, fließt nach unten und wird von unten nach oben zu einem Ball aufgerollt. Der Baum war an den Schnittstellen vorher mit einer besonderen Säure bestrichen worden, die den Saft gerinnen läßt.

Es liest sich dies alles sehr einfach, ist es aber keineswegs. Es sind allerhand Maßnahmen zu beachten, um den Stamm nicht zu schädigen und dennoch gute, reine Bälle zu erhalten, und nicht jeder Schwarze eignet sich zum Kautschukzapfen.

Die so entstandenen Bälle werden am Abend auf der Pflanzung eingesammelt, wobei seitens der Europäer besondere Vorsicht am Platze ist, denn die schlauen Burschen versuchen es immer wieder einmal, die Bälle, die ihnen nach Gewicht abgenommen und gutgeschrieben werden, wonach sich dann ihr Lohn richtet, durch eingerollte Steinchen oder Holzstückchen schwerer zu machen. Deshalb müssen die Bälle bei Ablieferung mitten durchgeschnitten werden.

Dann geht der so gewonnene Kautschuk durch eine Waschmaschine, wird in einer anderen Maschine in Platten gepreßt und ist nun, in Säcken verpackt, fertig zum Versand.

Da man aber nun nicht die ganzen langen sechs Jahre hindurch, bis die Stämme zapfreif waren, die Hände in den Schoß legen konnte — denn man kann sich schließlich doch nicht allein von den wildwachsenden Früchten des Landes ernähren, im Gegenteil, das Leben drüben kostet allerhand Geld! —, wurden zwischen die Kautschukkulturen Bohnen, Erbsen oder Erdnüsse angebaut, die einen lohnenden Ertrag ergaben und auch nach Europa, vor allem Frankreich, exportiert wurden.

Eine Kautschukpflanzung brauchte verhältnismäßig wenig Arbeiter, wenn die Bäumchen erst einmal ausgepflanzt waren. Die Zwischenkulturen und die erforderliche Reinigung hatten keinen übermäßigen Arbei-

terstab nötig, zumal die Zwischenkulturen selbst schon das Unkraut niederhielten. Späterhin konnte sich das Unkraut im Schatten der breitästigen Bäume nicht mehr recht entwickeln, wie in den viel freieren Agaven-, Baumwoll- oder Tabakpflanzungen.

Bei allen übrigen Kulturen waren erheblich mehr Arbeiter erforderlich. Die Arbeiten waren an sich ganz andere; vor allem erforderten die Bearbeitung, die Aufbereitung der Produkte wesentlich größere Maschinenanlagen, auch waren die Pflanzungen an sich wesentlich umfangreicher. Nur die Uranfänge jeder Pflanzung, ganz gleich, welche Kulturart geplant ist, sind die gleichen und erfordern die gleiche Anzahl Arbeitskräfte: Rodung, Klarmachen des Geländes und Auspflanzungen, ebenso das Warten auf den Regen, der den jungen Pflanzen Leben geben soll. Ich habe als Pflanzer niemals ein zufriedeneres Gefühl gehabt als bei Beginn einer jeden Regenzeit. Mit Wonne bin ich dann in den dicken Regen hinausgetrabt und habe das Wachsen auf den Riesenfeldern beobachtet und kontrolliert. Die Wärme des Landes, dazu der Regen, der jungfräuliche Boden, der seine Kräfte seit Jahrtausenden in ungeheuerlichem Maße aufgestapelt hatte das alles mußte ja ein Wachstum ergeben, das man fast beobachten konnte. In der Regenzeit, der großen wenigstens, sinkt zwar die Temperatur für unser Empfinden ganz erheblich, aber doch niemals unter 25 Grad Celsius. Das ist dann die für den inneren Aufbau der Pflanzen notwendige Treibhaustemperatur.

Wir Europäer standen allerdings ganz anders zur Regenzeit! In der Trockenperiode betrug bei uns in der Matadane die durchschnittliche Tagestemperatur 55 Grad Celsius und hielt sich nachts auf fast gleicher Höhe, ein Unterschied von 2 bis 3 Grad wurde nicht empfunden. Man hatte sich an diese Temperatur aber doch so sehr gewöhnt, daß man dann das Herabsinken auf 25 Grad Celsius sehr unangenehm empfand und nachts nicht genug Decken bekommen konnte zum Zudecken, wiederum aber auch nicht mehr als fünf davon vertrug wegen ihrer Schwere.

Wenn vorher das Land auch noch so verdorrt war, nach der ersten Regennacht schon war alles weit und breit grün; in wenigen Tagen hatte sich die Erde da, wo sie nicht mit Busch bestanden war, mit einem einzigartigen, zusammenhängenden Blumenteppich überzogen von einer nicht zu beschreibenden Mannigfaltigkeit. Wo man niemals an Blumen gedacht hatte, da erstanden sie plötzlich in unbegreiflicher Schönheit von kleinsten, feinsten Blütenkelchen bis zu den ganz großen Glocken, mit denen die Lilien, ganz in Weiß, um eine Haupteslänge alle anderen Blumen überragten. Wenn auch der Regen mitunter in einer Dichte zur Erde niedergeht, daß man über 50 Meter hinaus nichts mehr sehen kann, wenn er für unsere an die pralle Sonne gewöhnten Körper auch reichlich kühl ist, man freut sich seiner dennoch, weil er dem ganzen Lande wieder Leben gibt. War man in der Trokkenzeit eine Viertelstunde nach dem Heraustreten aus seinem Hause vom Schweiß durchnäßt, so nach wenigen Minuten in der Regenzeit von diesem himmlischen Segen. Naß ist der Europäer in Afrika eigentlich seinen ganzen Kontrakt hindurch, ein großer Unterschied ist da nicht, und es ist eigentlich ein Unfug, daß man mittags und abends seine Kleidung wechselt, lange hält das trockene Zeug ja doch nicht vor.

Das europäische Personal einer Pflanzung ist fast stets, ganz gleich, welche Kulturart vorherrscht, auf vier begrenzt. Da ist zunächst der Leiter, der über dem Ganzen schwebt und der zumeist zu allem nur ja zu sagen braucht, was der zweite Beamte der Pflanzung, der erste Assistent, sich ausgeklügelt hat, auf dessen Schultern in der Hauptsache der ganze Betrieb ruht. Leiter und erster Assistent, sind in den meisten Fällen ganz aufeinander eingespielt, als wären sie eine Person, sie brauchen wirklich nicht viele Worte zu machen, um einander zu verstehen, zudem ist einer von der Arbeit des anderen ebenso genau unterrichtet, wie einer vom anderen genau weiß, wo er zu finden ist. Der Dritte in diesem Bunde ist der Maschinist, der aus seiner schattigen Fabrik nur ungern herauskommt,

bei den vielerlei Maschinen auch nicht fort kann. Er hat ein recht verantwortliches Amt, denn sein Personal besteht lediglich aus Schwarzen, die er zumeist erst anlernen muß. Ersatzteile zu bekommen, ist drüben eine äußerst schwierige Angelegenheit, wenn durch ein Versehen der Hilfskräfte etwas zu Bruch gegangen ist. Es war in der großen Fabrikanlage in Mpago manchmal schauerlich und beängstigend die behelfsmäßig geflickten Maschinen zu sehen und zu hören, und ich habe mich oft gewundert, daß uns nicht mehr Eisen um die Köpfe flog Aber was wollte man gegen das amri ya muungu schon machen! „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!" Diese Parole stand unsichtbar ganz groß nur allzuhäufig über allen unseren maschinellen Anlagen geschrieben Und schließlich war als Vierter der zweite Assistent da, der überall so ein bißchen angelernt wurde, damit er als „Vertreter" dahin gestellt werden konnte, wo einer von uns anderen ein paar Tage wegen Fieber ausfiel. Er war der glücklichste von uns allen, eigentlich der Mann mit der vielen freien Zeit, vor allem ohne Verantwortung Kam er wirklich mal zu einer Vertretung, dann war es nicht so schlimm, der Kram war so eingefahren, daß er eventuell auch einige Tage allein lief, außerdem kümmerten sich die erfahreneren Älteren dann auch um den Posten des Erkrankten Gut war es immerhin aber, daß er da war denn eine Beaufsichtigung für die Schwarzen mußte unter allen Umständen vorhanden sein, sonst setzte die Faulenzerei der Brüder sofort ein Was von ihm in erster Linie verlangt wurde, waren Energie und das Sich-durchsetzen-Können der Verkehr mit den Schwarzen und das Erlernen ihrer Sprache Und daß er sich dies alles in kürzester Frist aneignete, darauf achtete schon jeder von uns anderen Denn nur, wenn er es konnte, war er uns eine wirkliche Hilfe, eine Vertretung Man legte sich ruhiger ein paar Tage hin und kurierte eine verschleppte Malaria aus, wenn man das Vertrauen hatte, daß er dies alles begriffen hatte, was man sonst eben nur tat, wenn es sich absolut nicht mehr umgehen

ließ. Das Pflichtgefühl, das jeder einzelne auf dem fernen, einsamen Posten in sich trug, war viel zu groß, als daß man sich leicht hätte unterkriegen lassen, was andererseits mitunter aber auch ein nicht wieder gutzumachender Fehler war, mit dem der Gesellschaft nicht gedient wurde. Oftmals war es dann schon zu spät, wenn man sich endlich notgedrungen, geschlagen geben mußte, wenn kein Sekt mehr half, um das Fieber in Grenzen zu halten, oder man unter Schmerzen einfach in der Arbeit zusammenbrach Man setzte seinen ganzen Stolz darein, mit der Riesenarbeit fertig zu werden, und fühlte sich — und war es letzten Endes auch — zunächst einmal unersetzlich Es hatte ja doch in gewisser Beziehung auch seine Berechtigung, dieses Unersetzlichkeitsgefühl, denn mußte ein Ersatzmann aus der Heimat beschafft werden, dann dauerte es doch Monate, bevor dieser an Ort und Stelle war. Und auch dann, war er eben erst einmal da, war er noch lange keine wirkliche Hilfe für die Pflanzung. Trotz alledem kam die eigene Gesundheit für uns dort draußen erst an zweiter Stelle, an erster standen immer die Pflanzung und die Schwarzen

Was ich an Kulturen außer Kautschuk und Sisal noch besonders kenne sind Kaffee und Baumwolle. Die Kenntnis des ersteren eignete ich mir zwangsläufig vor dem Kriege hoch oben in den Usambarabergen auf einer unserer Pflanzungen an, mit letzterer machte ich in Mpago auf Befehl der Zentrale Versuche

Die Ernte der tiefroten Kaffeekirschen ist noch verhältnismäßig einfach, sie fordert auch vom Neger keine sonderliche Intelligenz Die Kirschen, in denen bekanntlich jeweils zwei von den so beliebten Bohnen stecken, werden auf großen Darren in der Sonne getrocknet. Das ausgedörrte Fleisch läßt sich dann leicht durch Sondermaschinen von den Bohnen lösen Diese werden auf Schüttelrosten nach der Größe sortiert. Außerdem hat man zumeist noch eine Anzahl Weiber sitzen, welche den „Perlkaffee" auslesen, jene ganz kleinen Böhnchen, die es besonders in sich haben und höher bewertet werden. Dann wird der Kaffee, in

Säcken verpackt, auf den Köpfen der Träger zur nächsten Bahnstation geschafft. Eine andere Transportmöglichkeit hatte man auf den meist in den Bergen liegenden Kaffeepflanzungen nicht, heute wird darin wohl aber auch Wandel geschaffen sein und das Auto sich eingeführt haben.

Ein Kaffeebaum ist bereits im vierten Jahre ertragsfähig. Doch ist die Ernte erst vom sechsten Jahre ab wirklich ergiebig und beträgt etwa das Neunfache einer Ernte des vierten Jahres.

Selbst wenn eine Kaffeepflanzung rießig groß ist, hat man doch nicht so ungeheuer viel darauf zu tun wie bei Sisal z. B,. und man kann sich nebenbei meist noch mit anderen Dingen befassen. In Derema hatten wir uns auf Zedern verlegt, von denen wir hofften, daß uns ihre Stämme in nicht zu ferner Zukunft den Transport bis zu den deutschen Bleiftiftfabriken lohnen würden. Die Anlage gedieh auch vortrefflich, und es war eine wahre Freude, in dem Zedernwalde spazierenzugehen. Leider hat der Krieg auch diese aussichtsreiche Sache zerschlagen, wie ja so vieles andere. Die Zeder braucht bei uns drüben nur eine Zeit von achtzehn Jahren, dann hätte man die Bäume schlagen und verschiffen können, der Export wäre ganz fraglos eine äußerst gewinnbringende Angelegenheit gewesen, da es ja mit den weltberühmten „Zedern des Libanon" bereits seit Jahrtausenden vorbei war Sie existieren ja schon eine Ewigkeit nicht mehr, nachdem die verschiedensten Herrscher des Altertums sie für den Bau des Tempels der Heliopolis in Baalbeck aufgebraucht hatten, ohne an Aufforstung zu denken. Während des Krieges war ich sehr viele Monate unten in Palästina, der Urheimat der Zedern, saß zwischen Libanon und Antilibanon als deutscher Soldat. Dort habe ich auf dem Wege von Baalbeck nach Beirut, auf dem Rücken des Libanon, den kümmerlichen Rest jener einstigen Riesenwaldungen gesehen, ungefähr zwanzig Zedern, die hinter einer hohen Steinmauer vegetieren. Heute kann man die Aufforstung nicht mehr nachholen, weil der Regen in Jahrtausenden von den kahlen Höhen zu viel des wertvollen Mutterbodens herunter ins Tal gewaschen hat. Früher sollen beide Libanons, wie die Geschichte sagt, vollkommen mit Zedern bedeckt gewesen sein. Wenn man die Tempelruinen von Baalbeck sieht, diese Riesensteinblöcke, die da aufeinandergeschichtet sind, sich dann die unumschränkte Gewalt der damaligen Machtinhaber über Leben und Tod ihrer Untertanen vergegenwärtigt und dann weiß, daß sie neben Tausenden und aber Tausenden der kostenlosen Menschenliebe die Wälder des Libanons und des Antilibanon sich zu Hebelzwecken dienstbar zu machen verstanden haben, dann erst kann man sich einen Begriff davon machen, wie solche gewaltigen Bauten im Altertum zustandegekommen sind — jene Tempel in Baalbeck, wie die Pyramiden in Ägypten.

Bilder aus der afrikanischen Tierwelt

Bevor ich mich selbst in Afrika umsehen durfte, war das Wenige, was ich von diesem schwarzen Erdteil gehört hatte, stets durchsetzt gewesen mit einigen Schlagworten: schwarzer Erdteil, unerforschtes Land, wilde Völker ohne Kultur und wilde Tiere! Dies waren die Kennworte Afrikas, mir durch die Schule und durch Bücher vermittelt. Und so ist auch heute noch die Vorstellung der meisten Menschen daheim, wenn ihnen das Wort Afrika in irgendeiner Form entgegentritt.

Und was ist mir von diesen Schlagworten geblieben, nachdem ich selbst hatte Einsicht nehmen können in diesen Teil von Gottes Schöpfung? Sehr wenig, fast nichts!

Schwarzer Erdteil. Die Mehrzahl der Bewohner ist dunkelhäutig, von schwarz gar keine Rede. Will man dieses Wort aber auf die Unerforschtheit des Erdteils beziehen, dann kann ich dazu nur sagen, daß diejenigen, welche das Wort in diesem Zusammenhange anwenden, nicht orientiert sind. Es ist in Afrika nur

noch verhältnismäßig wenig zu erforschen, wenigstens an unsern Maßen drüben gemessen.

Wilde Völker ohne Kultur gehören längst der Vergangenheit an. Wild sind die Völker in Afrika nun schon überhaupt nicht mehr, und wenn man vor dem Kriege von Deutsch-Ostafrika sagte, daß eine weiße Frau mit dem Spazierstock in der Hand allein das Land durchwandern konnte, so war damit in erster Linie die Sicherheit in der Kolonie von Überfällen von Schwarzen gemeint, bezog sich aber auch im weiteren Sinne auf alle übrigen Gebiete des Erdteils.

Und schließlich die wilden Tiere! Wenn ich im Nachstehenden aus Eigenerlebten einige kleine Episoden erzähle, wie die angeblich so wilden Tiere Afrikas sich zu den Menschen im allgemeinen und zu uns Europäern im besonderen verhalten haben, so werden viele meiner Leser sicherlich sehr enttäuscht sein. Ich kann wirklich nichts Fürchterliches erzählen, aber dafür Interessantes genug!

Alle Tiere der Kolonien sind, selbst in gereiztem Zustande, harmlos gegenüber den Termiten, Ameisen und Bienen. Gegen alle anderen kann man sich eher schützen, sei es mit Gewehr, mittelst Fallen oder durch besondere Vorsicht. Nur bei diesen Tieren hilft nichts als Flucht, schleunigste Flucht!

Hat schon mal einer meiner Leser etwas von Termiten gehört? Es sind noch verhältnismäßig harmlose Weggenossen, vor ihnen braucht man zwar nicht die Flucht ergreifen, aber machtlos ist man gegen ihr Tun und Treiben dennoch. Es kann vorkommen, daß man heute mit einem Stuhl zusammenbricht, auf dem man gestern abend noch in vollster Sicherheit die müden Glieder streckte: durch die Termiten von innen her aufgefressen! Man will ein Tischchen oder einen anderen Gegenstand an einen Platz stellen, wo man ihn besser zur Hand hat: es geht nicht, über Nacht haben ihn die Termiten einbetoniert, und die Boys müssen erst mit einer Spitzhacke kommen und ihn mühselig wieder freischlagen! Man will ein reines Hemd anziehen und der Boy macht einen mit der wenig erfreulichen Tatsache bekannt, daß die Termiten in der Nacht Minen durch den ganzen Wäschestapel getrieben haben und alles durchlöchert ist! Man sieht und hört die Tierchen nicht, weil sie nur nachts ihre unheimliche Arbeit verrichten, aber alles, was sie schaffen, das besorgen sie mit einer beängstigenden Gründlichkeit. Wenn sie auch ihre Bauten im allgemeinen im Freien aufführen, ist dies noch kein Grund, sich zur Abwechslung einmal die Kunstbauten als Tummelplatz ihrer unangebrachten Scherze auszusuchen. Man hat, um sie fernzuhalten, bereits alles mögliche versucht, hat die Häuser auf Stahlroste gesetzt, in deren Mitte große Eisenteller angebracht waren, worin eigentlich ständig Petroleum sein sollte. Dies wäre wirklich das einzige, sichere Mittel gegen Termiten und Ameisen gewesen, denn über diesen fettigen Stausee hätten sie nicht hinweggekonnt. Diesem Mittel machte aber die Unachtsamkeit der Boys einen Strich durch die Rechnung, sie vergaßen das Petroleum nachzufüllen, wenn es in der Hitze verdunstet war, und die lieben Tierchen waren im Hause. Waren sie aber erst einmal drin, dann räumten sie das Feld nie wieder. Man hat in Europa besondere Bausteine konstruiert, die wir nach drüben zum Ausprobieren bekamen, sie wurden von den Termiten genau so wie alles andere vernichtet. Wohinein die Termiten erst einmal wollen, dahin gelangen sie auch. Ihrem zähen Wollen gegenüber sind wir technisch hochentwickelten Menschen machtlos. Draußen in der Pflanzung bauen sie ihre spitzen Wohnungen viele Meter hoch über der Erde und genau so tief reicht der Bau des Millionenvölkchens in die Erde hinab. Diese Baue sind aus Lehm und Speichel gefertigt, ähnlich riesigen Zuckerhüten und gehören in Afrika gerade zum Gepräge der Landschaft. Die normale Höhe eines solchen Termitenhügels beträgt 2 bis 3 Meter, doch sind solche von 5 bis 8 Meter durchaus keine Seltenheit. Kommt man frühmorgens an einem solchen Bau vorüber, dann ist er über Nacht um einige Zentimeter gewachsen. Irgend etwas ist angebaut worden, und diese Neubauten sind

noch ganz frisch und weich. Hat aber die Sonne erst ein paar Stunden darauf geschienen, dann ist auch diese Stelle steinhart geworden. Meist baut man seine Kulturen um die Termitenhügel herum, muß aber der eine oder andere aus irgendwelchen Gründen doch einmal beseitigt werden, dann erfordert dies allemal eine unsägliche Mühe mit den Spitzhacken. Bei solchen Anlässen habe ich mir stets mit großem Interesse die Inneneinrichtungen eines solchen Termitenhügels betrachtet, sowie das Leben und Treiben dieses abenteuerlichen Völkchens, das in seinen Betonbauten sein geheimnisvolles, lichtscheues Wesen treibt. Mit höchster Genauigkeit haben die Tierchen die Gänge und Kammern geschaffen, die Säle für die Königin und die sogenannten Milchkühe, für die Brut und die Speisekammern. Vollkommen glatt sind Wände und Gänge, und man steht staunend vor diesem Rätsel, wie die Tierchen dies in vollkommenster Finsternis nur nach dem Gefühl schaffen konnten. Wie es überhaupt rätselhaft bleibt, wie dieses hochentwickelte Gemeinschaftsleben abläuft, das fraglos von unfaßbar strenger, nie übertretener Gesetzmäßigkeit regiert wird, regiert von einer einzigen Königin, die in strengster Klausur für die Vermehrung ihres Riesenstaates in ununterbrochener Folge sorgt. Eine Unzahl kleiner Arbeiter bemüht sich um das Wohl und den Abtransport der Eier, selbst wieder bewacht von gut bewehrten Soldaten, die auch im ganzen Bau aufs strengste Ordnung halten. Die Eier kommen in besondere Kinderstuben, entwickeln sich hier zuerst zu Larven und nach mehreren Häutungen zu Arbeitern und Soldaten oder zu Königen und Königinnen, die allein zur Fortpflanzung fähig sind. Die vorher erwähnten Milchkühe sind große, grüne Raupen, die einen milchigen Saft absondern, mit dem die junge Brut gelabt wird. Rätselhaft, wie alles in diesem Staate, bleibt es, wie diese Raupen in den Bau hineingelangt sind, mit eigenem Willen bestimmt nicht, vielleicht als kleine Puppen. Ein Entkommen in die Freiheit ist unmöglich, dazu sind die Gänge zu eng, die aus diesen Ställen abführen, und die Kuh

ist inzwischen zu korpulent geworden durch den ununterbrochenen Hertransport ihrer Lieblingsblätter durch die kleinen, flinken Arbeiter. In anderen Kammern lagert feste Nahrung, ob als Vorrat für die Regenzeit oder aus welchen Gründen sonst, das bleibt ein weiteres ungelöstes Rätsel. Diese Nahrung sieht sehr sauber und wie Brotteig aus, hat einen süßlich-säuerlichen Geschmack und wird von den Eingeborenen sehr gern gegessen. Ich habe sie auch probiert. Was mir dabei besonders auffiel, war die tadellose Durcharbeitung der Masse, die auch nicht das allerkleinste Sandkörnchen spüren ließ. In Gegenden mit sehr lehmigen Untergrund stehen diese Termitenhügel in beängstigender Menge herum. Wie lange die Termiten aber zur Errichtung eines solchen, im Verhältnis zu ihrer Körpergröße riesenhaften Wolkenkratzers brauchen, kann ich nicht sagen. Die Termiten sind zunächst geflügelt und warten im Bau, bis ihre Zahl nach fraglos bestimmten Gesetzen die nötige Stärke hat. Dann kommt der große Tag ihres Lebens, der sie aus dem alten Bau hinausträgt in die Welt. In riesigen Schwärmen verlassen sie den Bau nächtlicherweise, erheben sich in die Luft, finden sich im Spiel und fallen irgendwo, weitab vom Heimatbau, nieder, verlieren sofort ihre Flügel und beginnen nun ihrerseits mit dem Aufbau des neuen Staates. Wenn die Boys einen solchen Hochzeitsflug spüren, werden sofort helle Feuer entfacht, möglichst viele in weitem Umkreise. Auf diese stürmt der Schwarm dann zu, die Flammen versengen ihnen vorzeitig die hauchzarten Flügelchen und die Tierchen sind leicht greifbar. Sie werden von den Jungs und ihren Weibern und Kindern in unvorstellbaren Mengen in Körben gesammelt, z. T. roh an Ort und Stelle verzehrt, der größere Teil aber wird im Laufe der nächsten Tage in Erdnußöl gebraten und so vertilgt — denn diese Mengen können selbst die sonst ein Unglaubliches vertragenden Negermägen nicht auf einmal bewältigen. Wenn dann der neue Tag kommt, ist der Erdboden in weitem Umkreis mit den zarten Flügelchen bedeckt, die die Termiten verloren haben.

Von ihnen selbst sieht man nichts mehr. Was nicht seinen Weg in die Kochtöpfe der Neger fand, hat sich längst, ehe die ersten Sonnenstrahlen über den Horizont schossen, tief in die Erde hineingegraben. —

Eine andere Ameisenart ist zwar angenehmer, kann aber auch sehr lästig werden, wenn die Boys nicht Obacht geben. Haben die Jungs in ihrer Fauheit einmal versäumt, nach beendeter Mahlzeit den Tisch abzufegen, so fällt dies nicht erheblich auf. Das besorgen winzige Ameisen, die mit einem sonderlich wunderbaren Spürsinn zu wissen scheinen, wann die Mahlzeiten der Menschen beendet sind. Sie kommen dann reinen Tisch zu machen. Tausende und aber Tausende marschieren auf, in endlos langen Zügen aus Mauerritzen hervor, verteilen sich über den ganzen Tisch und haben in kürzester Zeit auch das allerkleinste Krümelchen verzehrt, um dann ebenso geräusch- wie spurlos zu verschwinden. Soweit ließe sich gegen ihre Tätigkeit nichts sagen. Daß sie aber auch in den Speiseschränken ihren Tatendrang bzw. ihre Freßgier zu befriedigen versuchen, ist weniger angenehm. Normalerweise sollen ja eigentlich Schränke, wie Tische und Betten, in kleinen, mit Petroleum gefüllten Blechdosen stehen. Das wäre an und für sich ein sicherer Schutz gegen das Vordringen der Ameisen, aber an der Vergeßlichkeit der Jungs in solchen kleinen Dingen des Alltags scheitert auch der záheste Unwille des Europäers. Wunderbar bleibt nur der Instinkt der winzigen Tiere und ihre immer neuen Methoden, an die Speisen heranzukommen. Ich habe mich einmal, da auf die Boys in dieser Sache kein Verlaß war, in Portugiesisch-Ost auf einen Kampf mit diesen Tieren eingelassen. Ich habe meinen Speiseschrank, in dem mein Brot, die offenen Keksbüchsen, übriges Fleisch u. a. m. aufbewahrt wurden, mit Ketten an das Dach meines Hauses gehängt und mit unendlicher Mühe kleine Blechschalen in die Mitte der Ketten gelötet. Wenn ich dann selbst für das Nachfüllen des verdunsteten Petroleums sorgte, ging es, ich hatte dann bestimmt keine Ameisen im Schrank, wenn auch hin und wieder alles nach Petro-

leum schmeckte, weil irgendeiner der Jungs an den freih..ngenden Schrank gestoßen und die Dosen zum Überschwappen gebracht hatte. Dann war aber mir wieder etwas dazwischen gekommen, ich hatte, wie die Boys (genau wie diese!), die Näpfe ganz vergessen, die Ameisen hatten das sofort gemerkt und diese günstige Gelegenheit ausgenutzt. Da habe ich den Kampf als der Klügere (?) aufgegeben, meinen Frieden mit dieser Wohlfahrtspolizei geschlossen und habe sie in Zukunft an alle meine Speisen herangelassen, so oft sie wollten.

Weit weniger harmlos als die Termiten und die ebengenannte Wohlfahrtspolizei sind die großen Wanderameisen, die Siafus. Das ist die Art, welche den mutigsten und höchstbewaffneten Europäer unbedingt in die Flucht schlägt! Kommen sie dahergezogen und es gelingt nicht, die Spitze des Zuges durch Feuerbrände zur Umkehr zu zwingen dann bleibt tatsächlich nichts als Flucht, allerschleunigste Flucht übrig. Wohl den armen eingesperrten Haustieren, wenn der flüchtende Europäer im letzten Moment an sie denkt und die Türen ihrer Ställe öffnet, damit auch sie fliehen können, er würde sonst seinen Viehbestand bei seiner Rückkehr nur als tadellose haut- und fleischfreie Museumsstücke wiederfinden. In breiten, oft tagelangen Zügen ziehen die Siafus durch das Gelände und räumen mit allen Kadavern, die sie auf ihren Wegen finden, gründlichst auf. Sie sind aber ebenso angriffslustig gegen alles Lebende, das ihnen in erreichbare Nähe kommt. Die mit einer furchtbaren Waffe ausgerüsteten Askaris des Zuges — sie sehen genau wie Hirschkäfer en miniature aus — begleiten den Zug beiderseits, Mann hinter Mann, ebnen die Wege, untertunneln in unglaublich kurzer Zeit quer zu ihrer Marschroute liegende dicke Baumstämme und sichern den Zug nach allen Seiten, stets bereit, sich unter Einsatz ihres kleinen Lebens auf den Feind zu stürzen, der sich ihnen im Abstande von einem Schritt in den Weg stellt. Fallen sie in ein Haus ein, dann kann man sicher sein, daß nach ihrem Abzug das Haus absolut frei von allem Ungeziefer ist bis hinauf in den Giebel: Moskitos, Schlangen, Ratten,

alles ist restlos vertilgt. Mag das betreffende Tier, das überrascht wurde, mit den letzten Kräften seiner Todesangst auch noch ins Freie gelangen, entkommen sein, verloren ist es trotzdem, denn es haben sich im Bruchteil der Sekunde des Aufeinandertreffens sofort so viele seiner ärgsten Feinde an seinen Körper gehängt, die es unter gar keinen Umständen wieder freigeben. Und was selbst den feingliedrigen Moskitos nicht gelingt, durch das feinmaschige Moskitonetz einzudringen, die Siafus finden auch dort hinein ihren Weg und zwingen den Europäer zur Flucht. Ich wurde in Tanga auf unserer Hauspflanzung, die außerhalb der Stadt lag, eines Nachts von Siafus überfallen. Die brennende Petroleumlampe stand auf einem Schemel neben meinem Bett, und ich war in ein Buch vertieft. Ein ganz feines, ungewohntes Zirpen machte mich auf die ungeladenen Gäste aufmerksam. Ich sah wohl das Gewimmel in meiner Schlafstube, die Millionen und aber Millionen dieser Tiere, fühlte mich aber unter meinem Netz ganz sicher. Da waren sie aber auch schon drin; weiß Gott, wie sie hineingelangt waren. Es blieb mir gar keine Zeit zum Überlegen, ich kannte damals bereits ihre „Arbeitsmethoden". Ich riskierte aus meinem Bett heraus einen kühnen Sprung mitten hinein in die schwarze, kribbelnde Masse und stürzte aus dem Hause hinaus. Da kamen auch schon meine Jungs aus ihren Hütten gesprungen, die dort dieselbe Invasion hatten. In sicherer Entfernung haben wir uns dann erst einmal ausgezogen und bei Laternenschein Schlafanzug und uns selbst von den anhaftenden und heftig beißenden Tieren befreit. Dann sind wir, gezwungenermaßen, in der Nacht nach Tanga hineinmarschiert. Dort habe ich drei Tage lang in den Kleidern eines Kollegen gelebt, da an meine Sachen nicht heranzukommen war, weil die Siafus mit der Besichtigung und Säuberung meines Anwesens noch nicht fertig waren. Sie haben damals aber auch gründliche Arbeit geliefert. Ich hatte dort auch einen Hühnerstall mit ungefähr zwanzig dieser Vögel, von denen ich aber nur die tadellos benagten Skelette wiederfand. Ganze Lager

und Dörfer müssen vorübergehend geräumt werden, wenn diese gewaltigen Heere anrücken und es nicht gelingt, sie zu einer Umgehung zu bewegen. Solche Siafuzüge überqueren selbst kleinere Flußläufe, wie ich selbst, wenn auch nicht beobachtet, so doch festgestellt habe, d. h. ich fand die toten Brücken aus den Leibern der kleinen Tiere, die sich geopfert hatten bzw. einem geheimnisvollen höheren Befehl gefolgt waren, um dem ganzen Zuge das Weiterkommen zu ermöglichen. Die Herstellung solcher Brücken konnte ich mir aus den Überresten wohl erklären. Die Askaris, nur aus solchen bestanden die Brücken, faßten mit den großen Greifzangen in den Hinterleib des Vordermannes, und über diese so gebildeten Brücken geht dann der ganze endlos lange Zug hinweg. Hier wird man mir wahrscheinlich doch gleich das Wort „Afrikanerlatein" entgegenhalten und mir sagen wollen, daß der fließende Bach das Schlagen einer solchen Pontonbrücke gar nicht zuläßt. Gemach, man muß mit offenen Augen die Welt durchwandern, dann erst wird man erkennen, ein wie unvorstellbares Maß von Weisheit der Schöpfer in diese kleinen Tierchen gelegt hat. An solchen Übergangsstellen fand ich drei, vier und mehr solcher Brückenteile aus toten Tierleibern, die in der Flußrichtung lagen, und jeder Teil war stets länger als der vorhergegangene. Und schließlich war eine Brücke doch ausreichend gewesen, und der Vorderste hatte das andere Ufer gefaßt. Und meine Jungs bestätigten mir, was ich danach vermuten mußte, daß die Askaris sich gegen den Strom aneinanderhaken und die Spitze sich dann treiben läßt. Und dieses Opfern wird so lange fortgesetzt, bis endlich die Brücke reicht.

*

Auch gegen die Bienen hilft nur Flucht, wenn sie eines Tages eine Ansiedlung überfallen. Im Jahre 1911 haben wir in Tanga allesamt einmal zwei unfreiwillige Ferientage gehabt, weil ein ungeheurer Bienenschwarm den Ort überfallen hatte. Millionen und Milli-

arden von Bienen waren angeschwirrt und waren auch in Unmassen in die Häuser eingedrungen, jede Arbeit zur Unmöglichkeit machend. Wenn sie schließlich auch nichts auf- und wegfraßen, so läßt man sich doch ungern von diesen gut bewehrten Tieren stechen. Die Stiche der afrikanischen Bienen hinterlassen ganz andere Beulen, als die ihrer europäischen Kolleginnen. In Mpago wollte mein Junge einmal Honig beschaffen, um mir zu helfen. Ich hatte mit meiner rechten Hand Malheur gehabt, ein schwarzer Zauberer hatte gemeint, daß nur Bienenhonig alles Schlechte aus der Hand entfernen könne, also mußte asali beschafft werden. Darauf hatte einer meiner treuen Mashlhilleiros es unternommen, einen Bienenstock, der seit Jahren unten bei der Fabrik im Gelände herumstand, auszuräuchern. Er hat die Sache auch geschafft und mir den Honig gebracht, aber er selber war nicht wiederzuerkennen, so hatten ihn die Bienen zugerichtet. Er war nur noch eine einzige geschwollene Masse. Der Honig hat mir dann zwar auch nicht geholfen, und ich mußte der Hand wegen schließlich doch nach Angoche, um sie mir aufschneiden zu lassen, aber um Bienennester schlug ich von der Zeit ab einen großen Haken. Es gibt wohl nur ein Wesen, das gegen die Bienen, wenn auch vielleicht nicht aufkommt, so doch rücksichtslos in den Kampf zieht, das ist der Honigvogel. Ich weiß nicht, ob der kleine gefiederte, mit einem langen Schnabel ausgerüstete Kerl diesen zoologischen Namen führt, die Eingeborenen nennen ihn jedenfalls ndege ya asali, was gleichbedeutend mit dem von mir angegebenen Namen ist. Ihn lernte ich auf einen meiner Reisen in Usambara kennen. Im Schumewald war es, ein Vögelchen in der Größe eines Stars flog eines Morgens aufgeregt immer vor uns her und piepste sich fast die kleine Kehle wund. Es flog wohl mal ein Stückchen in den Wald hinein, war aber immer wieder schnell da und versuchte, unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Meine Jungs hatten ihn natürlich schon lange bemerkt. Endlich stellten sie ihn mir vor, und um festzustellen, was an ihren Erzählungen Wahrheit, was

Dichtung sei, ließ ich die Safari halten und folgte mit einigen Jungs dem Piepmatz in den Busch hinein. Ich kehrte dann auch einmal um, nur um zu sehen, was er nun wohl tun würde, da war er sehr rasch wieder vor mir und rief mir ganz aufgeregt in seiner Sprache zu: „Komm, komm! Wir sind ja gleich da!" Ich tat ihm denn auch den Gefallen, und richtig, nach wenigen Schritten standen wir vor einem dicken Baum, und auf einem kurzen Ast vor einem großen Loch in Mannshöhe blieb unser kleiner Pfadfinder sitzen. Es war in der Tat ein großes Bienennest, das nun durch Feuerbrände ausgeräuchert wurde. Es ging zwar nicht ganz ohne Stiche ab, auch ich bekam mein Teil, aber schließlich gelangten die Jungs doch an den Honig und förderten prächtige Waben zutage. Bevor aber auch nur einer der Jungs sich daran delektierte, ja., bevor sie mir ein Stück reichten, nahmen sie eine ausreichend große Wabe und hängten sie an einen Ast in der Nähe, auf dem unser Freund nun saß und seelenruhig und gar nicht scheu in sehr geschickter Weise, ohne die Wabe viel zu bewegen, mit seinem langen Schnabel den Honig aussog. Welcher Sinn mag diesen Vogel auf die Spur geholfen haben? Woher wußte er, daß nur wir Menschen imstande waren, ihm zu helfen? — Man muß einsam seines Weges ziehen, erst dann lernt man seinen Herrgott erkennen!

*

Es gibt in Afrika eine Unmenge verschiedenster Arten von Eidechsen, die im allgemeinen nicht gefährlich sind. Im Gegenteil, die kleineren Arten bilden ein niedliches Spielzeug, mit dem man sich, da sie sehr zutraulich sind, stundenlang beschäftigen kann. Die Tierchen scheinen genau zu merken, daß man es gut mit ihnen meint. Sie schauen einen mit ihren kleinen, blanken Augen so harmlos vergnügt an, so fragend, was der große Mensch von ihnen will, wenden das Köpfchen nach rechts und links und bleiben ganz zutraulich auf der Hand sitzen. Nur das gespaltene Zünglein schießt unausgesetzt aus dem kleinen Mäulchen

hervor. Ein ganz besonderes Maß von Zutraulichkeit bezeigte mir eine Vertreterin dieser Tierklasse im belgischen Kongo. Ich hatte in meinem Lager unter zwei schattenspendenden Schirmakazien meine Hängematte gespannt, in der ich mich fast täglich, wenn ich daheim war, vor Sonnenuntergang ein Stündchen ausruhte. Kaum aber lag ich richtig in der leicht hin und her pendelnden Hängematte, kam über die schwingenden Haltestricke eine ungefähr 50 Zentimeter lange, buntschillernde Eidechse und leistete mir Gesellschaft. Sie ließ sich ruhig in die Hände nehmen und betrachten, lief ungeniert auf meinem Körper auf und ab und zeigte in keiner Weise auch nur die geringste Scheu vor mir und den um mich herum beschäftigten Boys, die das nach ihrem Ansicht Glück bringende Tierchen ebenfalls erstaunt betrachteten und eifrig Fliegen und Schmetterlinge fingen und unsern Gast auf meinem Körper fütterten. Der Eidechse schien die Geschichte auch ausnehmend gut zu gefallen. Ich glaube, sie futterte sich immer erst abends richtig satt, da ihr die Sache so bequem gemacht wurde.

Die Geckos sind eine kleinere, weißgraue Eidechsenart, die sich in Mengen in den Zimmern der Europäer und den Hütten der Eingeborenen vorfinden. Sie sind sehr gern gesehene Gäste, da sie ständig auf der Jagd nach Fliegen und Moskitos sind. Man nimmt es daher auch gern in den Kauf, wenn sie einen dadurch erschrecken, daß sie sich plötzlich von der Wand oder der Decke herunterfallen lassen und mit einem lauten Klatsch auf dem Fußboden landen.

Ich habe drüben viele Europäer kennengelernt, solche und solche, und es waren manche Rauhbeine darunter, aber niemals habe ich einen Weißen, auch keinen Neger, gesehen, der einer dieser Eidechsen etwas zuleide getan hätte.

Die Eidechsen haben auch große, unangenehme Kollegen in ihrer artreichen Familie. Das sind die Kenges, Eidechsen von ein bis einundeinhalben Meter Länge, die eine starke, feste Haut haben und die in Maul und Schwanz zwei Waffen besitzen, die nicht zu übersehen

sind. Sie haben ein verteufelt scharfes Gebiß, das, wenngleich ihr Biß auch nicht giftig ist, tiefe und schmerzhafte Wunden hinterläßt. Mit dem langen Schwanz verstehen sie Schläge auszuteilen, die nicht „von ohne" sind. Diese Sorte ist auch stets angriffslustig. Hat man sie in die Enge getrieben und hält ihnen dann einen festen Knüppel vor die Nase, dann verbeißen sie sich sofort ganz fest in denselben, können dann aber die kleinen, spitzen Zähnchen nicht so rasch wieder aus dem Holz herausbekommen, so daß man sie bequem packen kann. Nur muß man dabei darauf achten, daß man auch sofort den Schwanz zu fassen bekommt, sonst erhält man damit tüchtige Hiebe. Diese Kenges sind fast wie kleine Krokodile anzusehen, sie werden aber nicht annähernd so groß und unangenehm wie diese.

*

Die Krokodile sind das scheußlichste Wild, das ich kennengelernt habe, und das gefährlichste dazu In den Flußläufen des belgischen Kongo habe ich Tiere von 7 bis 8 Meter Länge erlebt. Sie bevölkern das Wasser in solchen Mengen, daß einem wirklich grausen konnte und ich habe Zusammenstöße mit ihnen gehabt, die mir in der Erinnerung heute noch eine Gänsehaut verursachen.

Die ersten Krokodile sah ich bald im Anfang meines Afrikanerdaseins auf den Sandbänken des Ngerengere, als ich damals hinauf nach Mikesse fuhr. Der Zug hielt auf einer Brücke dieses Flusses, um Wasser für die Lokomotive hochzupumpen. Diese Gelegenheit benutzten einige mitreisende Europäer, um ausgiebig Jagd auf die zu Hunderten sich am Ufer und auf den Sandbänken räkelnden scheußlichen Echsen zu machen, wodurch sich allerdings der Aufenthalt des Zuges wesentlich ausdehnte, was aber an sich nichts ausmachte, da er ja damals noch nicht an einen regelrechten Fahrplan gebunden war.

Zunächst sah es so aus, wenigstens für den Laien, als lägen dort unten eine Unzahl langer Baumstämme

wahllos durch- und übereinander. Als die Biester dann aber merkten, daß man sie mit Flintenkugeln belästigte und ihre Morgenruhe stören wollte, da kam Bewegung in diesen abgeholzten Wald. So schnell sie konnten, bewegten die kurzen Beine die langen massigen Körper dem rettenden Wasser zu, hochauf spritzte der Fluß einen Augenblick, als die Hunderte hineinplumpsten. Als sich die brodelnden Wasser geglättet hatten, war der Spuk verschwunden. Erst nach langer Zeit, und dann sehr langsam und vorsichtig, sah man bald hier bald da wieder eine Nase auftauchen.

So langsam und unbeholfen diese Tiere auf dem Lande sind, so beweglich und angriffslustig sind sie in ihrem ureigensten Element, dem Wasser Dort sind sie das nach meiner Ansicht gefährlichste Raubzeug, das die Erde überhaupt trägt.

Es wurden damals auf der Ngerenderebrücke eine Unmasse Munition verknallt, liegengeblieben ist keine einzige der Bestien Durch die äußerst starke Rückenhaut, in der das Tier wie in einem kugelsicheren Panzer sitzt, geht kein Geschoß durch, und die kleinen Äuglein zu treffen, namentlich von so hoch oben, ist äußerst schwierig. Die leicht verwundbare Bauchhaut sah man aber von oben aus nicht. Aber selbst wenn einer der sechs Schützen ein greifbares Resultat gehabt hätte, ich zweifle, ob er hinuntergestiegen wäre, um sich seine Beute heraufzuholen, womit der Mut der Jäger durchaus nicht in Zweifel gestellt werden soll. Von Krokodilen zerrissen zu werden, denke ich mir keine sehr empfehlenswerte Todesart.

Abgesehen von ihrem ekelhaften Aussehen verbreiten sie auch weit um sich herum einen pestilenzialischen Gestank. Wenn auch der Madenhacker, ihr steter Begleiter, seelenruhig in die weit aufgesperrten Mäuler hineinspaziert und regelrecht die Gebisse der Tiere säubert, so bleibt wahrscheinlich doch noch ungeheuer viel verfaulendes Fischfleisch zwischen dem riesigen Geäse hängen, und der konzentrierte Atem von einigen hundert Krokodilen ist keineswegs geeignet, die über den Flüssen liegende glühendheiße Luft zu

verbessern. Schon die Tatsache allein, daß die Natur diesen scheußlichen Viechern in dem Madenhacker, einem netten kleinen Vogel in Taubengröße, gewissermaßen einen Zahnarzt an die Seite stellt, der sich sehr eingehend um seinen Patienten kümmert, ist Beweis für die Notwendigkeit. Man kann daraus aber auch Schlüsse auf die gewaltigen Nahrungsmengen ziehen, die diese vorsintflutlich anmutenden Tiere benötigen.

Was in den Bereich der Krokodilsrachen kommt, ist rettungslos verloren. Demzufolge sind die Flußübergänge in Afrika stets ein gefährliches Unternehmen, wenn die Brücken fehlen. Nur sehr selten sind die Flüsse, in denen keine Krokodile vorhanden sind Bevor ich damals zu dem Platz gelangte, an dem ich während meines Aufenthaltes im belgischen Kongo mein Standquartier errichtete, mußte ich eines Tages auch wieder einen Fluß überqueren. Die darüber von Eingeborenen gespannte Hängebrücke aus Lianen war an der einen Seite heruntergebrochen Sie wieder instand zu setzen, hätte mich zu lange aufgehalten So entschloß ich mich, obwohl ich sah, daß der Fluß von Krokodilen bevölkert war, zur Durchschreitung Einer meiner schwarzen Jäger und ich querten ihn an einer seichten Stelle zuerst, wo uns das Wasser nur bis wenig über die Knie ging. Meine beiden anderen Jäger schossen währenddem fortwährend neben und ins Wasser, und so kamen wir auch glücklich unangefochten ans andere Ufer Nun nahmen auch wir beide von drüben aus die Kanonade auf, zwischen den Einschlägen mußte die ganze Safari durch den Fluß Trotz der z. T. sehr schweren Lasten liefen meine braven Träger wie die Antilopen. Fast war die Überquerung geschafft, da machte mir mein Maultier mitten im Fluß plötzlich Scherereien, bockte und wollte durchaus zurück Sei es, daß ihm die Knallerei auf die Nerven ging, oder daß er die Krokodile witterte, in jedem Fall genügte den Krokodilen dieser kurze Aufenthalt, um zuzufassen Die Bockbeinigkeit des Maultieres wurde ihm zum Verhängnis. Leider fanden dabei aber auch sein schwarzer Betreuer und zwei weitere Träger den Tod.

Die Tragödie vollzog sich viel rascher, als ich dies niederschreiben kann, ein paar kurze Schreie meiner Leute, ein langer Schrei des Mulis, hochauf wirbelte das Wasser, und schon war alles vorbei. Der Verlust des Maultieres und der Lasten war mir sehr schmerzlich; der Tod meiner Begleiter aber hatte mir für lange Zeit jedes Lachen aus dem Gesicht gelöscht.

Im Gegenüberstehen mit solchen, nach unseren heutigen Begriffen schon riesigen Tieren, ebenso mit Elefanten, Nashörnern und Giraffen, dazu der Hintergrund, das undurchdringliche Dickicht, der finstere Urwald mit seinen himmelanstrebenden Riesenbäumen, — findet man eine schwache Brücke zu den Urzeiten, als der Mensch noch nicht der Beherrscher der Erde war Denn die Tiere von heute sind doch die verkümmerten Überreste aus Vorjahrtausenden.

*

Als ich in Mikesse noch mein freier Herr war und der Jagd viel Zeit widmen konnte, hatte ich immer den brennenden Wunsch, einen Löwen zu schießen. Aber meine beiden schwarzen Begleiter konnten oder wollten mich an keinen Löwen heranbringen, obwohl ich ihnen an Hand meines Taschenwörterbuches oft genug das Wort „simba" zuflüsterte. Und Mikesse war ein solches Löwenparadies, man vernahm ja allabendlich ihre Konzerte, wenn sie der Jagd oblagen. Aber wahrscheinlich hatte mein Kamerad ihnen eingeschärft, nichts zu verstehen, wenn ich ihnen derartige Wünsche kundgeben sollte, weil er aus Erfahrungen wußte, daß eine Löwenjagd nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit einem Tontaubenschießen hatte.

Auf den Wunsch eines „benachbarten" Jumben hatte ich mit Erlaubnis des Kameraden bei dessen Dorfe eine Falle gestellt, um den Entführer der Dorfziegen, einen Leoparden, zu fangen. Das war an einem schönen Nachmittag gewesen, und schon in der Nacht hatte sich — ein Löwe darin gefangen!

Ich will zunächst einmal eine solche Raubtierfalle erklären. Auf einem dicken Vierkanteisenstab sitzt in der Mitte ein großer Eisenteller. Das Stabende ist an einer langen Kette befestigt, welche an ihrem Ende einen festen Anker hat. Zu beiden Seiten des Tellers sind an dem Eisenstab große Bügel befestigt, wobei eine Stahlfeder die Verbindung zwischen Teller und Bügeln vermittelt. In gesichertem Zustande sind die Bügel zusammengeklappt. Wenn die Falle gestellt wird, werden sie heruntergeklappt und liegen dann in gleicher Höhe mit dem Teller. Die Bügel haben in 3 Zentimeter Abstand starke und scharfe Eisenspitzen. Die Falle wird unterirdisch gestellt, sie muß so tadellos abgeblendet sein, daß weder von ihr noch von der Kette und dem daran hängenden Anker auch nur das geringste zu sehen ist oder gewittert werden kann. Die Kette wird langsam ausgezogen und der Anker um einen Baum gelegt. Ist ein solcher nicht vorhanden, macht das nichts aus. Geht das in der Falle gefangene Tier wirklich mit der Falle auch ab, irgendwann und irgendwo bleibt der Anker dann doch an einem Baum hängen. Erst wenn alles tadellos vorbereitet ist, werden die schweren Bügel heruntergeklappt, und der Sicherungsbolzen wird gelöst. Nun ist die Sache fertig, nun wird es sich zeigen, ob man geschickt genug zu Werke gegangen ist und das schlaue Tier täuschen konnte. Tritt ein solches auf den Teller, löst eine Feder die festliegenden Bügel, diese klappen blitzschnell zusammen und halten es mit ihrer Spannung, mehr noch aber mit ihren Eisenspitzen, von denen eine ganz sicher in das Fleisch sich einbohrt, gefangen. Es ist ausgeschlossen, daß sich das Tier aus einer solchen Falle selbst befreien kann, es sei denn, es zerreißt sich das eingeklemmte Glied vollständig. Diese Fallen gibt es in allen Größen und Stärken Die für Löwen müssen natürlich, entsprechend ihren Kräften, am stärksten sein.

Was ich damals hier gestellt hatte, war aber keine Löwen-, sondern eine schwächere Leopardenfalle gewesen Dadurch, daß sich darin nun ein Löwe gefangen hatte, war die Sache an sich schon peinlich geworden. Atemlos vom schnellen Lauf war vor Tagesanbruch ein Bote ins Lager gekommen und hatte seine Meldung

gemacht. Der Leiter war natürlich mit von der Partie, die Verantwortung, mich allein an einen in der Falle sitzenden Löwen zu lassen, wollte und konnte er nicht tragen. Schwerbewaffnet, mit unseren Büchsen wir selbst, landesüblich mit ihren Speeren die Eingeborenen, eine größere Anzahl unserer kräftigsten Leute, brachen wir sofort auf und kamen mit Hellwerden in die Nähe der Stelle, wo ich inmitten eines Eingeborenenpfades die Falle gestellt hatte.

Auch wenn die Falle mitten auf einem solchen vielbegangenen Eingeborenenpfade liegt, kann Menschen daraus nichts Unangenehmes geschehen, wenn sie nicht blind durch die Natur laufen, was aber vor allem der Neger niemals tut. Denn 50 Meter vor und 50 Meter hinter der betreffenden Stelle wird in Manneshöhe stets ein sichtbares Zeichen angebracht, ein Grasbüschel, ein Zweig oder ähnliches. Jeder Schwarze, wie jeder erfahrene Weiße, weiß dann, daß von diesem bis zum nächsten gleichen Zeichen auf dem Wege irgend etwas nicht stimmt, daß er diesen Weg nicht gehen darf, und er wird sich stets durch den Busch daran vorbeischlängeln. Dies ist eine uralte überlieferte afrikanische Sitte, die ich in gleicher Weise selbst im tiefsten Kongo traf. Es muß nicht stets ein Warnungszeichen eines Europäers sein, die Neger erst haben es uns ja beigebracht, sie wenden es in erster Linie an.

Ein Wegeknick versperrte zunächst die Sicht auf den eigentlichen Tatort. Ich war aber jedenfalls sehr unwillig, als der Kamerad erst einmal allein nach „meinem" Löwen sehen wollte. Mich hatte das Jagdfieber gepackt — Herrgott, mein erster Löwe! Es verebbte aber in den folgenden Minuten sehr rasch und gründlich.

Totenstille herrschte ringsumher, kein Löwe brüllte, keiner hatte sich in der letzten halben Stunde vernehmen lassen. Das sonst übliche morgendliche Vogelkonzert hatte noch nicht begonnen, keine Grillen zirpten mehr ihre nächtlichen Liebeslieder. Diese morgendliche Atempause allen Lebens in den Tropen war und ist mir stets unheimlich gewesen, stets hatte ich in

dieser halben Stunde das Gefühl einer versteckt lauernden Gefahr.

Der Platz, an dem die Falle gestellt war, war leer. Man sah nur, daß dort ein wüstes Ringen stattgefunden haben mußte, ringsherum war das Gras niedergetreten, die Erde aufgewühlt, waren die Sträucher herausgerissen. — Der Löwe aber und die Falle waren verschwunden. Deutlich sah man, als wir an dem Loch im Wege standen, die Fährte nach links durch das hohe Elefantengras nach einem ungefähr 50 Meter entfernten Gebüsch abgehen. Es mußte nun zuerst einmal festgestellt werden, ob sich mein Simba nicht in jenem Gebüsch aufhielt oder ob er, was aber nicht anzunehmen war, mit seinem immerhin ziemlich gewichtigen Anhängsel weitergewandert war. Letzteres war auch deshalb schon unwahrscheinlich, weil der Anker sich doch irgendwo verfangen haben mußte. Von unsern Begleitern wurden große Erdklumpen nach dem Gebüsch geschleudert — die Wirkung dieses an sich harmlosen Bombardements war eine ungeahnte! Ein kurzes Knurren! Dann aber erschütterte ein Gebrüll die Luft, das entsetzlich war! Wer ein solches Löwengebrüll nicht aus unmittelbarster Nähe einmal selbst mit angehört hat, der kann sich von der Gewalt des Tones ganz und gar keinen Begriff machen. Auf mich jungen Afrikaner wirkte es zunächst lähmend, und es dauerte geraume Zeit, bis ich mich wieder in der Gewalt hatte. So etwas hatte ich denn doch nicht vermutet!

Das Konzert verstummte so plötzlich, als es eingesetzt hatte. Allmählich wurden wir wieder kühner. Klar war ja nun, wo mein Simba steckte, klar war aber auch weiter, daß irgend etwas geschehen mußte, zunächst schon einmal, um festzustellen, wie fest er und womit er in der Falle saß und wie wir ihm beikommen konnten. Sicht hatten wir in dem fast 2 Meter hohen Elefantengrase nicht. Aber beiderseits des Weges, den er mit der Falle genommen hatte, standen zwei hohe Schirmakazien, herrlich blühend in leuchtend roter Farbe, aus deren Gipfeln mußte man unbedingt die Um-

gebung überblicken können. Also hin und hinauf! Die Büchse umgehängt, das Görzglas angefaßt, und in langen Sätzen sprangen wir beide durch das uns um die Ohren schlagende Gras auf die Bäume los. Wie ein Eichhörnchen bin ich auf meine Akazie hinaufklettert. Daß der Stamm voller Dornen war, merkte ich erst, als ich durch das heftige Schwanken der immer dünner werden Äste in meinem Drang nach Höhenluft aufgehalten wurde. Wieder hinunterzufallen in die Ungewißheit dieser Erde, daran lag mir im Augenblick gar nichts. Der Khakianzug war wieder einmal arg zerrissen, mein Fell dazu. Während ich mich noch damit beschäftigte, die langen Dornen aus Händen und Beinen zu entfernen, war der alte Kamerad, dem Löwenjagden nichts Neues waren, noch immer dabei, in aller Seelenruhe und mit Sachlichkeit seine Akazie zu erklimmen.

Dann hielten wir Ausschau nach unserem gelben Freunde. Denn daß der Bursche gelb war, wußte ich ja von seinen Genossen her, die ich in vielen Zoos gesehen hatte, daran konnte ja gar kein Zweifel sein.

Ich entdeckte ihn auch sehr bald, sein gelbes Fell leuchtete durch die vordern Büsche hindurch, nach meinem Dafürhalten konnte es gar nichts anderes sein. Meine Angaben wurden von dem anderen Akazieninhaber stark angezweifelt, schließlich gab er mir aber doch seine Zustimmung zum Schuß, da er selbst gar nichts sehen konnte. Endlich also konnte ich meinen ersten Schuß auf einen Löwen antragen!

Zu meinem nicht geringsten Erstaunen ließ den das ganz kalt! Auch auf die beiden nächsten Schüsse reagierte er in keiner Weise, obwohl ich sicher war, nicht vorbeigeschossen zu haben. Hernach stellte sich allerdings heraus, daß ich mit meinen drei Schüssen versucht hatte, Sonnenreflexe auszulöschen! Diese hoben sich aus dem Blattgewirr gar so schön gelb ab und hatten mir Teile der angeblich gelben Decke des Löwen vorgetäuscht!

Nach langer Zeit des Abwartens und als sich gar nichts mehr rührte, stiegen wir, recht langsam und

vorsichtig nunmehr auch ich, von unsern Hochsitzen wieder herunter und pirschten uns, noch viel langsamer und vorsichtiger, an den Busch heran. Am Rande desselben lag schon die Falle. Der Anker hatte sich ordnungsmäßig in den ersten Büschen festgehakt. Von dem Löwen selber aber waren nur ein paar Hautfetzen in den Zähnen der beiden Bügel hängengeblieben, das Tier selbst war raus und verschwunden. Eine deutliche Schweißspur führte in den dichten Busch hinein. Der Löwe war also mit einer Pranke in die Falle geraten und hatte sich, in seiner Todesangst und nach wahrscheinlich stundenlangem Kampf mit der Falle aus dieser herausgerissen.

Für uns beide Europäer war die Jagd zu Ende. Der alte erfahrene Afrikaner lehnte es strikt ab, mit mir Neuling der Spur eines schwerverwundeten Löwen in den tiefen Busch hinein zu folgen, wo jeder Schritt erst mit dem Buschmesser erkämpft werden mußte. Dagegen erhielten die speerbewaffneten Schwarzen seine Erlaubnis zur Suche, und mit einem Freudengebrüll stürzten sich die Burschen in den Busch. Aalartig schlängelten sie sich durch die Lianen und das dichte Unterholz in das Dickicht hinein und waren im Augenblick unserm Gesichtskreis entschwunden. Aber noch lange hörte man ihr Rufen und Schreien und ihr gegenseitiges Sich-Anfeuern. Und tatsächlich brachten sie den gespeerten Löwen am Abend ins Lager. Sie hatten ihn im Wundbett aufgestöbert. Wenn speerbewaffnete Neger ein Wild erst einmal eingekreist haben, ist das Stück rettungslos verloren. Mögen einige von ihnen auch mehr oder weniger erhebliche Kratzer abbekommen, mag schließlich auch der eine oder der andere bei solcher Geschichte kaputt gehen, die übrigen ruhen doch bestimmt nicht eher, bis sie das Tier zur Strecke gebracht haben.

Unser Löwe war im Leben ein prächtiger Kerl gewesen. Aber nun war auch nicht ein kleines Stückchen an seinem Fell unzerspeert geblieben. Jeder hatte seinen Speer in den Körper des verhaßten Feindes gestoßen. Was mich aber maßlos erstaunen ließ, war der

Umstand, daß der Löwe ja gar nicht gelb war, sondern eine schmutzig graue Färbung hatte. also ganz anders, als seine sauberen Kollegen in den Zoos! Und wieder war mir eine alte Schulweisheit zertrümmert worden!

Jahre später habe ich eine andere Löwenjagd in der Massaisteppe miterlebt. Ich selbst habe sie mitgeritten, während die Massai die ihnen gewohnte Jagd zu Fuß abmachten. Eine kurze Erholungstour nach Moschi und in das Kilimandscharogebiet führte mich dort hinauf. Ich war, weit vor Moschi, in Buiko ausgestiegen, von meinem Wege abgebogen, weil ich die Massais in ihrer Heimat in einem Reservat kennenlernen wollte. Westwärts war ich in die Steppe hineingezogen. Ein in Buiko geliehener Maskatesel trug mich. Begleitet war ich von meinem Juma und einem Dutzend Träger und hatte nur das Allernotwendigste mitgenommen, da ich leider nicht wochenlang unterwegs sein konnte.

Schon am zweiten Tage war ich auf einen Kriegerkraal der Massai gestoßen, in den gerade einige Späher zurückgekehrt waren, die Löwen nachgespürt waren, die in der vergangenen Nacht das Lager beunruhigt hatten. Trotz schärfster Aufmerksamkeit war es den Löwen gelungen, aus dem fest versetzten Viehkraal einige Kälber herauszuholen und damit zu verschwinden. Das ging den Massais gegen den Strich, und sie hatten beschlossen, am anderen Tage mit den Simbas abzurechnen. Ich durfte die Jagd mitreiten, nachdem ich ihnen versprochen hatte, mit meinem Gewehr nicht ohne Not in die Jagd einzugreifen. Sie setzen ihren Stolz darein, dem Weißen zu zeigen, wie sie selber mit den Löwen fertig wurden. Und ich habe andern Tages mein Gewehr erst ganz zum Schluß der Jagd von der Schulter zu nehmen brauchen, so sicher war für mich die ganze Angelegenheit.

Die Nacht war wiederum sehr unruhig gewesen, mehrere Löwen hatten uns wieder kaum zum Schlafen kommen lassen, hatten abermals zwei Kälber gerissen und waren damit verschwunden.

Als am anderen Morgen die Sonne über der Steppe aufging und ihre feurigen Strahlenbündel die breit

auslandenden Kronen der Schirmakazien am fernen Horizont in ein goldenes Licht tauchten, wurde es in den Hütten der Krieger lebendig. Die neue Fährte wies nach demselben fernen, mit Schirmakazien und Mimosen bestandenen Busch, den der Späher am vorhergegangenen Tage ausgemacht hatte und wo die Löwen nun ihre vollgefressenen Bäuche zur Ruhe niedergetan hatten. Zunächst fand nach einem rasch eingenommenen Frühstück, das bei den Massai aus Milch und Rinderblut bestand, bei mir nur aus ersterer, noch einmal eine kurze Beratung statt; die Späher mußten das erkundete Lager der Löwen nochmals beschreiben, taten dies mit der ihnen eigenen Umständlichkeit und Ausschmückung, und nachdem sich alles noch einmal recht begeistert und den Simbas schwere Rache geschworen hatte, ging die Jagd los.

In breiter Schwarmlinie wurde gegen den Busch vorgegangen. Geschickt benutzten die Massai jede kleinste Bodenerhebung, jeden üppigen Grasbüschel als Deckung, wanden sich vorsichtig durch Dornengestrüpp, und schließlich jagten die beiden Flügel mit der Schnelligkeit von Antilopen um das Gebüsch herum, in dem die Löwen stecken mußten. Mit einem guten Glase hatte ich, der ich zunächst von weitem folgte, das Einkreisen beobachtet und die fabelhafte Geschicklichkeit dieser kräftigen, mutigen und wohl stolzesten Krieger des schwarzen Erdteils bewundern können. Immerhin dauerte das Einkreisen fast 4 Stunden, und die Sonne stand schon hoch am blauen Himmel, als die nur mit Schild und Speer bewaffnete Kette sich nach der Mitte hin zu verengen begann. Nun ritt auch ich scharf heran, um möglichst dabei zu sein. Lautlos zog sich der Ring enger und enger bis auf eine Entfernung von ungefähr 100 Meter. Dann erst hub aus Hunderten von Kehlen ein furchtbares Beschimpfen der Löwen an.

Und fast zur selben Sekunde wurde es in dem Busch lebendig! Drei mächtige Löwen sprangen heraus, standen wie aus Erz gegossen auf einem kleinen, vor dem Busch liegenden Hügel und sahen zunächst in stolzer

Ruhe dem anrückenden Feind entgegen, zwei starke Mähnenlöwen und eine Löwin. Ein prächtiger Anblick, wie diese wundervollen Tiere sich scharf gegen den Horizont abhoben. Nur die Schwänze peitschten den Erdboden und verrieten die rasende Wut, welche die Tiere gepackt hatte.

Da war auch schon der nächste Massai bis auf 20 Meter an den Hügel herangekommen und stand in ebenso stolzer Haltung den Tieren gegenüber, den großen, schweren Schild aus Häuten vor sich auf den Erdboden gestellt, den langen Speer, zum Wurf bereit, in der erhobenen Rechten. Und diesem Krieger sandte der vorderste, größte Löwe nun mit tief zu Boden gesenktem Fang seinen Kampfruf entgegen. Der Schall dieser gewaltigen Stimme pflanzte sich dröhnend über die Erde fort und machte die Luft erzittern.

Das war für meinen Maskat zu viel! Wir hielten ungefähr 50 Meter von der Kette der Massai entfernt. Aber ich hatte mir den Zauber schon gedacht, erinnerte mich der Mucken seines berüchtigten Bruders aus Mikesse und hatte schon vorsichtigerweise die Füße aus den Bügeln genommen. Das war mein Glück! Beim Einsetzen des Konzertes machte mein Maskat auf der Hinterhand kehrt, als hätte er eine gutgeölte Maschinerie in seinem Innern, die sich mit tausend Touren drehte, ich ließ mich schleunigst aus dem Sattel fallen — und für den Rest des Tages hatten wir uns getrennt. In langen Fluchten strebte er dem schützenden Lager der gastlichen Massai zu.

Urplötzlich, wie es begonnen, verstummte das Gebrüll des Löwen, und alle drei kamen nun in langen Sätzen herangehetzt. Die Massai, die auch nicht den Bruchteil einer Sekunde ihre Augen von den Bestien gelassen und jede Bewegung scharf beobachtet hatten, waren darauf vorbereitet, schlossen im Nu zusammen, und ein Hagel von Speeren ergoß sich über die drei Tiere. Der Schwung der Löwen, in den sie nun einmal geraten waren, war aber doch zu gewaltig gewesen, als daß er durch die Speere sofort hätte aufgehalten werden können. Drei der Tapfersten bezahlten ihre

Kühnheit mit dem Tode, entsetzlich wurden sie von den wilden Bestien zerfleischt.

Die beiden männlichen Löwen blieben auf der Strekke, der Löwin gelang es in dem allgemeinen Durcheinander, die Kette zu durchbrechen. Obwohl das Tier ganz dicht an mir vorüberflüchtete, verfehlten zwei von mir nun hinterher gefeuerte Schüsse leider ihr Ziel, was aber bei der Aufregung, die natürlich auch mich ergriffen hatte, kein Wunder war. Sehr weit dürfte allerdings auch sie mit den vier Speeren im Leibe kaum gekommen sein.

Nachdem die beiden männlichen Tiere erst haltgemacht hatten, war ihr Ende besiegelt gewesen, von allen Seiten hatten sich die bereiten Blätter der Speere in ihre Weichen gebohrt, hatten sie rasch vollkommen unfähig zu jedem, auch dem kleinsten Sprunge gemacht und es hatte nur weniger Minuten bedurft, bis sie mit einem letzten wütenden Gebrüll ihr Leben aushauchten. Mit ihrem Sterbensgebrüll mischte sich das Siegesgehäul der Massai zu einem eindrucksvollen Halali.

Die drei toten Massai wurden auf ihren Schilden, ebenso auf Schilden die beiden toten Löwen, in das Lager zurückgebracht.

Wer den Schwarzen Mut abspricht, der kennt sie nicht, ob es nun Massai sind, die allerdings als die kriegerischste aller Negerrassen anzusprechen sind, oder die Neger anderer Stämme, die im Moment erkannter Gefahr genau so kühn und todesmutig sind, wie es diese hier waren. Das bewiesen mir einige Jahre später meine Makua in Mpago, die eines Nachts einen in ihre Hütten eingefallenen Löwen mit Feuerbränden zu Leibe gingen und ihn vertrieben.

*

Spricht der Neger schon das Wort Löwe nicht gern aus, so sagt er „chui" nur mit ganz besonders leiser Stimme, aus Respekt vor der großen Katze, dem Leo-

parden. Und wenn man schon den Löwen den König der Tiere nennt, dann muß man den Leoparden mit dem Weltfeind Nr. 1 bezeichnen. So wunderschön der Bursche in seiner Decke auch aussieht, ebenso grausam sind seine Verbrechen. Bei keinem Tiere sind List, Tücke, aber auch Mut und Verwegenheit so ausgeprägt wie bei dem Leoparden.

An Zusammenstößen mit Leoparden hat es mir auch nicht gefehlt. Wir trafen uns immer wieder, seitdem ich als vierzehn Tage alter Afrikaner meinen ersten Leoparden, und damit mein erstes afrikanisches Wild überhaupt, in Unkenntnis des vor mir stehenden Tieres geschossen hatte. Es war oben in Mikesse. Ich war vor 8 Tagen auf die Pflanzung gekommen, hatte weder eine Ahnung, daß es diese dort oben gab, noch kannte ich ihr Aussehen und ihre Gewohnheiten.

Meiner Hütte gegenüber lag ein Magazin, das außer allerhand Pflanzungsgeräten auch unsere Messebestände an Konserven und alkoholischen Sachen barg. Letztere hatten unwahrscheinlich abgenommen, und die Vermutung war nicht von der Hand zu weisen, daß die Negerlein sich zu stillen Teilhabern erklärt hatten, was aber nicht in unserm Sinne lag. Als nächster Nachbar dieser Vorräte oblag es nun mir, ein bißchen aufzupassen. Ein Geräuch außerhalb meiner Hütte machte mich eines Nachts munter. Viel gehörte damals nicht dazu, denn sehr fest schlief man nicht, weil zu viel des Neuen am Tage und in der Nacht auf einen einstürmte. In der Annahme, daß sich unser ungewollter Teilhaber wieder eine Flasche des mit Recht so beliebten Whiskys aneignen wollte, stand ich leise auf, nahm aber doch die Büchse unter der Matratze hervor, schob ganz vorsichtig die Sicherheitstür meines Salons beiseite, jene türmarkierende Mattenstellage, und trat in den Vollmondschein hinaus. Das Magazin lag still und verlassen, keine Spur eines whiskylüsternen Negerknaben. Einsam lag der weite Dorfplatz, auf dem die Reste des abendlichen Feuers noch glimmten und einen leicht sich kräuselnden Rauch in die Baumwipfel entsandten. Nur in dem seitwärts

stehenden Hühnerstall war merkwürdigerweise das Leben schon erwacht, obwohl es für die Hähne noch lange nicht an der Zeit war, den noch fernen Morgen zu begrüßen. Das machte mich doch stutzig, und ich ging einige Schritte auf den Platz vor. Da stand vor dem auf hohe Pfähle gebauten Hühnerhause ein großes Tier, eine Katze in außergewöhnlichem Format, deren Knurren und Schnurren ihren Appetit auf unsere Tagesbraten vermuten ließ. Daß ich dem Tier für seine angemaßte Frechheit eins aufs Fell brennen würde, war mir sofort klar, nur stand es mir zunächst zu wenig weidmännisch. Ein bloßer Mörder der Kreatur war ich nie gewesen und wollte es auch in Afrika nicht sein. So ruhig wie ich selbst stand auch das Tier dort hinten, das dauerte mir zu lange. Ich knackte von dem Dach der Hütte, neben der ich stand, einen hervorstehenden Zweig ab. Über die Wirkung dieses kaum wahrnehmbaren Geräusches war ich allerdings platt! Der Körper des Tieres machte förmlich eine Umdrehung in der Luft und stand mir nun, eine Sekundenlänge, auf etwa 50 Meter, Auge in Auge konnte man fast sagen, gegenüber. Dann tat es einen Sprung und hatte mit diesem die Entfernung zwischen uns beiden schon gewaltig verkürzt. Das war mir zu unheimlich, merkwürdige Gewohnheiten hatten die Katzen hierzulande scheinbar! Ich riß die Büchse an die Backe und ließ fliegen.

Ein Bruststschuß hinderte die große Katze am weiteren Sprung, sie fauchte und knurrte aber entsetzlich und wies mir ein vielversprechendes Gebiß. Mit dem Verhallen des Knalles wurde es in den Hütten lebendig, neugierig kamen Männlein und Weiblein heraus. Als sie aber das Opfer meines Schusses sahen, verschwanden sie blitzschnell wieder. Irgend etwas riefen sie mir zu, wahrscheinlich war es: „Chui!"

Was wußte ich, was das war und bedeuten sollte! Daß ein Leopard dort lag und fauchte, ahnte mein junges Afrikanergemüt ganz und gar nicht. Ich ging ein paar Schritte näher und setzte dem Tier ein

Spitzgeschoß zwischen die Lichter, es streckte sich, dann lag es tot da.

Ich hatte einen maßlosen Dusel gehabt, daß mein erstes Geschoß das Tier bereits so getroffen hatte, daß es nicht mehr hochkam. Ein angeschossener Leopard ist noch zehnmal gefährlicher als ein gesunder, und wehe dem Jäger, der die zweite Kugel verpaßt, er hat sein Leben unter allen Umständen verspielt. Mir war das scheinbar Unwahrscheinliche geglückt, ihn gleich mit dem ersten Schuß so schwer zu treffen, aber ganz fraglos nur deshalb, weil ich nicht wußte, um wen es sich dort eigentlich handelte.

Da war auch schon der Leiter aus seinem weiter oben gelegenen Zelte herangekommen. Nun bekam ich allerhand von ihm zu hören. Meinen Leichtsinn, wie er sich auszudrücken beliebte, einen Leopard, den nächtlicherweise gegenüberzutreten, fand er vollkommen unangebracht. Nun erst wurde mir etwas schwummrig, als ich hörte, was ich da geschossen hatte.

Bei den Negern aber hatte ich mich unbeabsichtigt durchgesetzt, und im ganzen Hinterland von Daressalam blieb mir hinfort der Beiname „bwana chui" (Herr Leopard) ebenso erhalten wie späterhin oben im Norden der Beiname „bwana mfupi" (kleiner Herr). Die Schwarzen benennen die Europäer, mit denen sie tun haben, nach irgendwelcher persönlichen Eigentümlichkeiten, da ihnen unsere Namen meistens zu große Schwierigkeiten in der Aussprache machen. Solange der Betreffende dann in der Kolonie bleibt, hängt ihm auch todsicher dieser Beiname an. Als ich Ende 1926 wieder durch Tanga kam, nach 12jähriger Abwesenheit, da hieß es bei allen Schwarzen, die mich gekannt hatten, nur „Bwana mfupi amerudi!" (Der kleine Herr ist wieder zurückgekehrt!) Meinen eigentlichen Namen kannten sie gar nicht, den Namen aber, den sie mir vor vielen, vielen Jahren selbst gegeben hatten, den hatten sie sich behalten. Zumeist geht ein solcher Beiname

auch in den Sprachgebrauch der Europäer über, aus reiner Bequemlichkeit; wohl dem, der dann einen solchen hat, der ihn nicht lächerlich macht.

Diese Leopardenangelegenheit ist damals noch gut abgelaufen. Daß der Leopard von allen afrikanischen Tieren tatsächlich das unangenehmste ist, davon bekam ich später in Portugiesisch-Ost eine reichlich starke Kostprobe.

Im allgemeinen sucht sich solch eine Bestie seine Nahrung natürlich unter dem überreichen Wildbestande. Aber sie geniert sich auch gar nicht, ihren ewigen Durst an Menschenblut zu stillen. Im Jahre 1925 hatten wir einen solchen Burschen in Mpago, der sich meine Arbeiterkolonne dazu ausersehen hatte. Nur des Durstes wegen, denn daß ein Leopard auch einmal Menschen gefressen hätte, habe ich weder erlebt noch gehört. Stets war bei allen Opfern eines Leoparden nur die Halsschlagader mit immer dem gleichen Biß durchrissen. Jener Leopard war für unsern Pflanzungsbetrieb eine regelrechte Landplage geworden und störte die Arbeit ganz empfindlich, bevor ihn das tödliche Blei traf. Meinem Assistenten glückte es, ihn am Weihnachtstage in freier Wildbahn zur Strecke zu bringen. Der Bursche hatte in vier Wochen 62 meiner Arbeiter aus den Kolonnen heraus am hellichten Tage gerissen und war mit seiner Beute stets in den Busch entwischt; so blitzschnell wie er in die Kolonnen einbrach, war er auch wieder verschwunden. Vor vollem Tageslicht waren meine Leute damals nicht mehr an ihre Arbeitsplätze zu bringen, was man ihnen auch nicht verdenken konnte. Sie bekamen ihre täglichen Arbeitsgeräte, wie Äxte, Buschmesser, Hacken, entgegen der sonstigen Gewohnheit, abends mit nach Hause, damit sie sie daheim noch einmal schärften und sie gleichzeitig als Waffe für einen eventuellen nächtlichen Überfall hatten. Allabendlich hallten die Dörfer wider von dem Klang der Instrumente und dem dazu angestimmten monotonen Gesang der Neger, dessen Text nur ein wüstes Drohen und Beschimpfen des Chui war. Ein außergewöhnlich scharfer Wachtdienst hatte auf der

Pflanzung eingesetzt. Die Unruhe bei uns hatte sich sehr rasch auch auf die Nachbarpflanzungen übertragen, das Reisen in der Matadane, insbesondere der Frauen und Kinder, war eingestellt worden. Wer seitens der Regierung keine Erlaubnis zum Tragen eines Gewehrs hatte, trug am Gürtel einen scharfgeschliffenen Dolch und in der Hand einen kurzen, aber ebenfalls haarscharf geschliffenen Speer. Der Leiter und ich, die wir beide nur allein auf unserer Pflanzung Waffenerlaubnis hatten — „nur zum Schießen auf Wild, nicht zur Verteidigung gegen Menschen!", weil wir ja Deutsche waren! — waren überhaupt nicht mehr ohne Gewehr zu sehen, weder bei Tag noch bei Nacht. Und typisch war die Einstellung der Portugiesen gegen uns bei dieser schweren Gefahr wieder einmal zutage getreten: sie wiesen alle Gesuche der übrigen Deutschen, während dieser Zeit ein Gewehr zu tragen, glatt ab und erlaubten lediglich dem 2. Assistenten, zeitweilig das Gewehr des Leiters zu tragen. Eine Waffe mehr auf der Pflanzung, das gab es nicht, wir waren ihnen eben doch allzu gefährliche Menschen! (Daß der Assistent natürlich längst ein geschmuggeltes Gewehr besaß, ahnten sie nicht. Wäre die Geschichte aber ruchbar geworden, dann war das Festungsgefängnis in Mozambique dem guten Mann sicher.) Auf der Pflanzung waren Wachen verteilt worden, die angewiesen waren, sobald sich der Chui irgendwo wieder zeigte, im schnellsten Tempo zur Fabrik zu eilen und dort Meldung zu machen. Dann heulte die Fabriksirene auf und warf ihren scharfen hellen Ton weit in das Land hinein, gebieterisch alle Arbeit abstoppend. Die einzelnen Kolonnen bekamen durch Sonderboten sofort Mitteilung von der Überfallstelle und setzten sich sämtlich schnellstens dorhin in Bewegung. Der Leopard wurde zunächst in ganz weitem Umkreise eingekesselt, weit ging er ja mit seiner Beute niemals. Inzwischen wurden von der Fabrik aus die in Tag- und Nachtarbeit hergestellten 2 Meter hohen Netze herangebracht, die doppelt um die Stelle herum gezogen wurden, wo man den Burschen vermuten konnte.

Sie sollten sein Entkommen verhindern. War dann alles beisammen, dann wurde der Busch innerhalb des Netzes abgeholzt, was ohne infernalisches Gebrüll der Neger nicht abging. Die Netze wurden dann immer enger und enger gesteckt und zusammengezogen. Rasend schnell ging das Abschlagen des Busches vor sich, denn es waren stets immer an die tausend Neger damit beschäftigt, denen die stete Furcht vor den nächsten Minuten im Genick saß. Schließlich blieb dann nur noch ein kleines Stückchen Busch übrig im ungefähren Durchmesser von 50 Metern, in dem der Leopard steckte. Noch näher waren die Neger nicht heranzubringen, außerdem waren sie sich ja nun selbst im Wege. Die Gefahr war somit auf den Höhepunkt gestiegen. Es wurde nun versucht, das Tier durch Steinwürfe herauszutreiben, doch dauerte es stets sehr lange, bevor es sich bequemte, das schützende Dickicht zu verlassen. Bei all seiner Angriffslustigkeit war ihm der Lärm der draußen auf ihn lauernden Neger doch zu groß, und für die auf ihn wartende Gefahr hatte er ein feines Empfinden. Er kam niemals bis an das Netz heran und schon gar nicht an die in den Netzen ausgesparte Stelle, vor der wir beiden Deutschen, der Leiter und ich, mit entsicherten Gewehren, den Zeigefinger am Stecher, standen, um ihn würdig zu empfangen. Und regelmäßig sprang der Kerl nach der anderen Seite ab, setzte schließlich in elegantem Schwunge über das Netz. Die Eingeborenen stoben im ersten Augenblick entsetzt auseinander, um gleich darauf aber ihre Geräte hinter dem Flüchtigen her zu werfen, wobei sie zwar niemals den Chui, wohl aber immer eine ganze Anzahl Kameraden trafen und mehr oder weniger schwer verwundeten. Es gab nach einem solchen Akt stets scheußliche Verletzungen zu behandeln.

Solche Einkesselungen habe ich dieses Leoparden wegen wohl an die fünfzehn mitgemacht. Er war stets im Trieb, stets ging er uns aber über die Netze. Und an jenem Weihnachtstage war er auch wieder hinter den Netzen gewesen, aber vorzeitig entwischt, bevor der Sport der Abholzerei begonnen hatte und ehe ei-

ner von uns mit dem Gewehr da war. Als mein Assistent in die Nähe der Stelle kam, wo man ihn gestellt hatte, kam er ihm bereits in langen Fluchten auf dem Eingeborenenpfade entgegen. Der erste Schuß hatte zu weit hinten gesessen, war zu hoch gegangen, hemmte ihn aber wesentlich in seiner Flucht. Trotzdem konnte die geschmeidige, zähe Katze noch einen letzten Satz tun, der sie bis auf 4 Meter an den Schützen heranbrachte. In diesem Augenblick höchster Gefahr traf ihn das tödliche Geschoß zwischen die Lichter. Er hatte seinen schlanken Körper noch nicht gestreckt, da trafen ihn bereits die Speere der rasenden Eingeborenen. Jeder einzelne wollte seinen Haß gegen den Toten austoben. Man konnte es den Jungs wahrlich nicht verdenken, und es wäre nicht nur verkehrt, sondern auch äußerst gefährlich gewesen, wenn man sie daran hätte hindern wollen, um die Decke zu retten. Es war ein außergewöhnlich großes und starkes Tier, wie ich es weder vorher noch nachher gesehen habe, jung außerdem, und seine Decke war von ganz wunderbarer Zeichnung. Nun war allerdings auch nicht ein Quadratzentimeter davon mehr verwendbar.

Die ganze Matadane atmete damals wie erlöst auf, und mein Kamerad wurde naturgemäß von den überglücklichen Schwarzen stark gefeiert, und er erhielt denselben Beinamen, den ich einst in Deutsch-Ostafrika hatte, bwana chui. In allen unsern Dörfern und in den Negerdörfern der näheren Umgebung fanden an jenem Abend Siegesfeiern statt, und die Trommelei und die Tänzerei gingen bis in den frühen Morgen des anderen Tages.

FELDPOST

Absender:

An

Feldpostnummer: